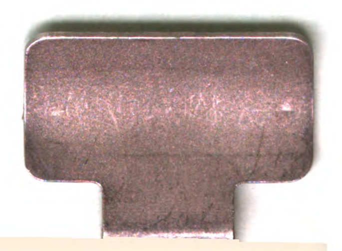
PAGE NOT AVAILABLE





Ernst Eckstein.

Preisgekrönt.

Eine heitere Geschichte.

Dritte Auflage.

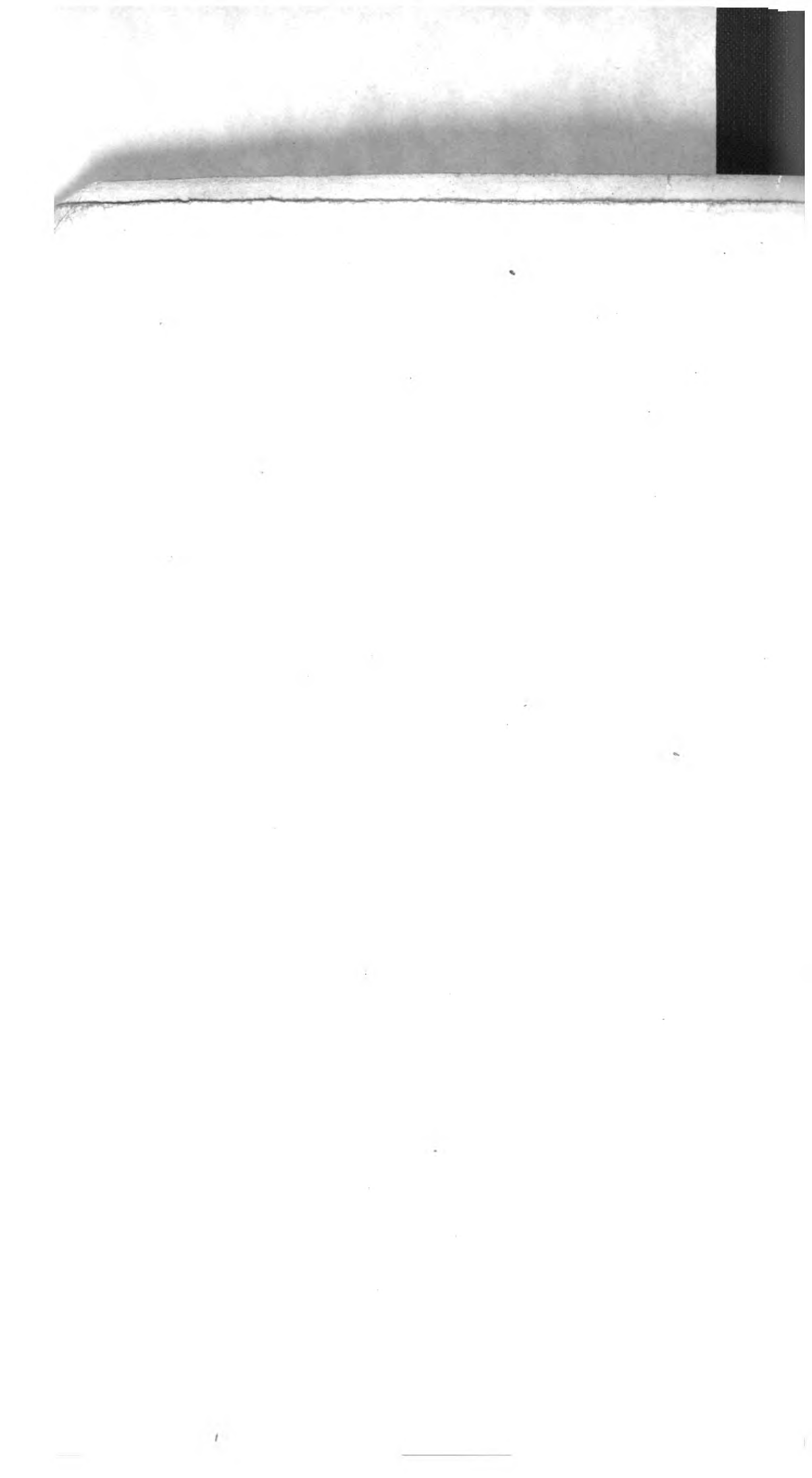


Leipzig.
Verlag von Carl Reissner.
1890.



Preisgekrönt.







Preisgekrönt.

Eine heitere Geschichte

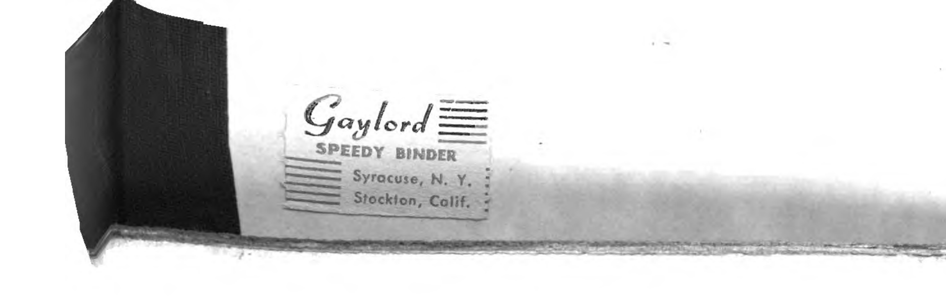
von

Ernst Eckstein.

Dritte Auflage.



LEIPZIG.
Verlag von Carl Reissner.
1890.



Erstes Kapitel.

Der seit vierthalb Jahren in Gott ruhende Ehegemahl Adelaidens, Ottfried Cäsar von Weissenfels, königlich sächsischer Hof- und Schulrath, war ein ganz vernünftiger Mann gewesen. Dem läuternden Einfluss dieses kraftvoll-ernsten Charakters glückte es beinahe durchweg, die beiden Hauptfehler seiner Lebensgefährtin, die übertriebene Sparsamkeit und den literarischen Dilettantismus, gründlich im Zaume zu halten. Adelaide hatte zu Lebzeiten ihres königlich sächsischen Hofraths würdig und zweckentsprechend repräsentirt, wenn es auch hier und da einer freundlichen Standrede über die allzu einfach werdenden Küchenzettel bedurfte. Sie hatte sich ferner mit dem Gedanken vertraut gemacht, von dem praktisch-nüchternen Ottfried in ihrer Eigenschaft als Poetin missverstanden und, wenigstens äusserlich, auf das Niveau prosaischer Durchschnitts-Frauen

heruntergedrückt zu werden; daher sie denn seit dem zweiten Quartal ihres Eheglücks das Lyrische Tagebuch — so nannte sie die köstliche Reinschrift ihrer poetischen Eingebungen — wie eine verbrecherische Correspondenz im tiefsten Schubfach ihres Schreibsecretärs verschloss und höchstens einmal ihrer vertrautesten Freundin, der Frau des Majors Friese, ein paar bedeutsame Stellen vorlas, bis auch dieses mitfühlende Herz ihr auf dem Weg der Versetzung nach Coblenz verloren ging.

Seit Ottfried Cäsar jedoch in Folge eines apoplektischen Anfalls die klugen, klarblickenden Augen für immer geschlossen hatte, gab sich Frau Adelaide von Weissenfels allgemach wieder so, wie sie war.

Obgleich in recht guten Verhältnissen, schränkte sie den schandbaren Luxus des langen Tafelns, wie sie sich ausdrückte, dergestalt ein, dass mitleidslose Beurtheiler ihr geradezu Geiz vorwarfen.

Auch trat sie kühner und freier mit ihrer Lyrik hervor, zog hier und da eine urtheilsfähige Schwester in Apollo zu Rathe, durchforschte die zahlreichen Bände des Tagebuchs nach ‚Blüthen und Perlen‘, die sie demnächst einer geachteten Firma zum Verlag anbieten wollte, und fasste den Plan zu einer Ballade aus der altclassischen Mythologie, ‚Deianeira‘ betitelt.

Inzwischen war ihre einzige Tochter Helene, ein reizendes Blondchen mit hellblitzenden Augen und frischen Lippen, zur heirathsfähigen Jungfrau herangewachsen.

Das heitere, genussfrohe und unverkünstelte Naturell des Kindes litt unter den beiden Hauptcharakterzügen ihrer Mama gleichermassen.

Die Sparsamkeit der ängstlichen Adelaide brachte Helenen um gar manches Vergnügen, das man ihr wohl hätte gönnen dürfen.

Ueberall peinliches Rechnen.

Der Subscriptionsball wurde nicht mitgemacht, weil sich die Hofräthin gegen die Anschaffung eines neuen Galacostüms sträubte; die Parquetsitze in der Oper waren zu theuer; eine Spazierfahrt stempelte Jedermann, der nicht gerade Millionär war, zum curatelreifen Taugenichts u. s. w. u. s. w.

Die literarischen Neigungen der Frau Hofräthin zwangen die blonde Helene zu unerhörten Geduldsproben.

Sie musste jetzt, da sie für das Verständniss derartiger Schöpfungen reichlich entwickelt schien, die zu früh entschwundene Majorin Friese ersetzen. Nicht nur wohlgerundete Oden im alkäischen Versmass und majestätische Lieder in freien Rhythmen wurden ihr unterbreitet, sondern auch Stellen aus jenem Lyrischen Tagebuch, deren

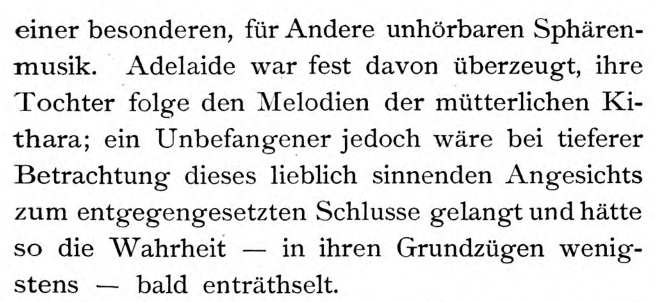
Entstehungsgeschichte ihr mit kurzen Worten erläutert wurde.

Trotz der Häufigkeit solcher poetischen Mittheilungen fügte sich Fräulein Helene muthvoll in's Unvermeidliche. Ihr hübsches, rosig erblühendes Antlitz strahlte wie in ruhiger Verklärung, ob nun Adelaide sanftschwimmende Töne einer versöhnteren Weltanschauung zum Besten gab, oder ob sie mit schmerzlich dröhnender Stimme dem Zwiespalt Ausdruck verlieh, der siebzehn Jahre hindurch peinlich in ihrer Seele geklafft hatte.

Da hiess es z. B. im vierten Bande des Lyrischen Tagebuchs auf der hundertsten Seite:

Wohl schrecklich ist's, noch in des Lebens Mai,
Das Herz erfüllt mit trunkner Poesei,
Die Brust bewegt vom ungestümsten Pochen,
Am Heerde stehn und Maccaroni kochen.
O Dichtkunst, holder, sehnsuchtsvoller Wahn,
Du fliehst den Topf, von Kohlengluth umlodert!
Persönlich hab' ich's freilich nicht gethan:
Doch nachzusehn — was doch die Pflicht erfodert —
Und so der Köchin stetig Winke geben:
Selbst das, beim Zeus, verbittert mir das Leben . . .

Fräulein Helene, weit entfernt, das heimliche Weh dieser eigenthümlichen Rhythmen nachzufühlen, sass und lauschte mit einer seltsamen Art, die nicht erkennen liess, ob ihre geistige Sammlung dem Vorgelesenen galt oder den Klängen



einer besonderen, für Andere unhörbaren Sphärenmusik. Adelaide war fest davon überzeugt, ihre Tochter folge den Melodien der mütterlichen Kithara; ein Unbefangener jedoch wäre bei tieferer Betrachtung dieses lieblich sinnenden Angesichts zum entgegengesetzten Schlusse gelangt und hätte so die Wahrheit — in ihren Grundzügen wenigstens — bald enträthselt.

Die Gedanken Helenens weilten in der That niemals bei diesen metrischen Herzensergüssen. Sie schweiften vielmehr über die breite Mathildenstrasse quer nach dem Eckhaus mit der schönen, sculpturenreichen Fassade, wo ein frischer, lustiger, kernhafter junger Mann wohnte: Doctor Leopold Maxwaldt, Assistent des berühmten Nerven-Specialisten Schebelsky.

Helene von Weissenfels hatte Herrn Doctor Maxwaldt zu Anfang October auf einer Landpartie kennen gelernt und dann noch drei- oder viermal wiedergesehen.

Diese Begegnungen hatten genügt, um bei dem klaren, gesunden Charakter der jungen Leute, die nicht gelernt hatten, nach der Schablone unserer modernen Geselligkeit Komödie zu spielen, eine leidenschaftliche Neigung zu wecken.

Bei dem letzten Zusammensein — auf einem Privatball im Hause des Geheimraths Schebelsky — kam es zur gegenseitigen Aussprache. Noch

wollte man die Sache geheim halten, bis Doctor Maxwaldt gewisse äussere Ziele erreicht hätte: dann aber ... o, er hatte das so wundervoll ausgedrückt, so hold, so poetisch — weit poetischer als die schönsten Stellen des Lyrischen Tagebuchs.

Im Gedanken an dieses wonnesame Erlebniss, im Vollbewusstsein des unendlichen Glückes, zu lieben und wieder geliebt zu werden, konnte Helene selbst die unwahrscheinlichsten Oden ihrer Mama gleichmüthig hinnehmen; ja eine Art von Genuss daraus schöpfen, wie aus dem Rauschen der Baumwipfel oder dem Gemurmel einer sanft hinströmenden Quelle. Adelaide hatte kein unangenehmes Organ; sie las viel besser, als sie reimte und dichtete. Was Wunder, dass Fräulein Helene sich willenlos von dem Klange dieser begeisterten Stimme auf und ab wiegen liess und jenes Behagen empfand, das den Menschen beseelt, wenn er seinen bezauberndsten Träumen so recht ungestört nachhängen kann?

Adelaide las und las — und wenn sie dann wahrnahm, dass ihre blonde Tochter zuweilen lächelte, das reizende Köpfchen wiegte oder gedankenvoll nach der Decke emporsah: dann überkam die Poetin das wunderbare Gefühl, als habe sie in Helenen zum ersten Male ein wahrhaft urtheilsfähiges Publicum für ihre Verse gefunden; urtheilsfähiger selbst als die gute Majorin Friese,



die, aller Bewunderung zum Trotz, sich hier und da eine kritische Bemerkung erlaubt hatte; — und an Urtheilsfähigkeit wenigstens ebenbürtig dem Literaturprofessor Doctor Aloys Schmidthenner, dem einzigen Manne, den Frau Adelaide in die Geheimnisse ihres Lyrischen Tagebuchs eingeweiht hatte.

Seltsamer Weise sollte just dieser Schmidthenner die Idylle, die sich zwischen Mama und Tochter so reizvoll entsponnen hatte, ernstlich gefährden.

Die Liebenswürdigkeit und Anmuth Helenens war nämlich keineswegs nur dem feurigen Assistenten des Geheimraths Schebelsky als verführerisch aufgefallen: auch andere achtbare Cavaliere, die sich berechtigt glaubten, um Huld und Minne zu werben, hatten entdeckt, dass die rosige Tochter Adelaidens aus mehr als einem Gesichtspunkte das Ideal einer jungen Frau abgeben würde.

Der eifrigste unter diesen Entdeckern jedoch war der eben genannte Professor der Literaturgeschichte, ein Jugendfreund der Mama und stiller Mitwisser ihrer ersten literarischen Sünden.

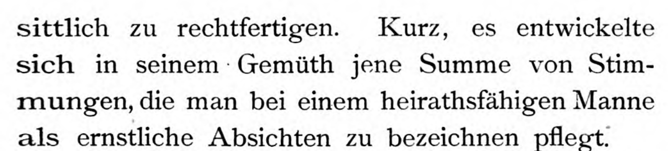
Als Fräulein Adelaide von Sandvoss — das war der Mädchenname der Frau Hofrath von Weissenfels — die Provinzialstadt, in der sie mit Aloys Schmidthenner fröhlich gespielt und späterhin auch ein paar Mal getanzt hatte, für immer verliess, um an der Seite des ihr frisch ange-

trauten Gemahls Ottfried Cäsar nach der Residenz überzusiedeln, war der um einige Jahre jüngere Aloys noch Primaner. Seitdem hatte er seine Jugendfreundin nicht wieder gesehen, bis er vor Kurzem an eine der höheren Lehranstalten der Hauptstadt als Professor berufen wurde und nun das junge Mädchen von einst als verwittwete Hofräthin wiederfand.

Er beschränkte sich Anfangs auf einen Höflichkeitsbesuch, dem er weitere nicht folgen liess: einmal, weil sich die Hofräthin noch im Stadium der Trauer befand; dann aber auch, weil er bemerkt hatte, wie beklemmend sich die 40jährige Adelaide von dem 20jährigen Adelaidchen, das so reizend geschwärmt hatte, unterschied.

Fräulein Helene befand sich damals noch in Pension. Ihre Zurückkunft war für den 37jährigen Schmidthenner das Signal zu einer lebhaften Auffrischung des Verkehrs. Nach wenigen Wochen bereits schien er sich klar zu sein, dass Helene ihm mehr bedeute, als eine bloss ästhetische Anregung, wie er ursprünglich sich vorgeschwatzt.

Der Umstand, dass die allerliebste Blondine von ihrem Papa ein ganz nettes Vermögen ererbt hatte, trug dazu bei, diese Störung des psychologischen Gleichgewichts, die Aloys Schmidthenner sonst wohl strenge an sich gerügt haben würde,



sittlich zu rechtfertigen. Kurz, es entwickelte sich in seinem Gemüth jene Summe von Stimmungen, die man bei einem heirathsfähigen Manne als ernstliche Absichten zu bezeichnen pflegt.

Hatte der stürmische Doctor Maxwaldt bei seinem Liebesfeldzug direct den Weg nach dem Herzen des theuren Mädchens eingeschlagen, so hielt es Professor Schmidthenner, der von der Existenz eines irgend beachtenswerthen Rivalen durchaus keine Ahnung hatte, für zweckmässiger, sich vorerst der Mama zu versichern.

Hierzu gab es nun allerdings ein verlässliches Mittel: die Liebkosung ihres poetischen Dilettantismus.

Professor Schmidthenner kam wiederholt auf die glücklichen Tage von Einst zu sprechen; malte mit glühend üppiger Farbenpracht jenen unvergesslichen Herbsttag aus, an welchem die reizende Adelaide von Sandvoss ihm damals hoch auf der Burgruine das schöne Sonett ‚Die Vergänglichkeit‘ vorgelesen; gemahnte sie an die kühne Improvisation ‚Dauer im Wechsel‘, mit der er begeistert auf ihre Wehmuthstöne geantwortet hatte; und schlich sich so, trotz der jahrelangen Entfremdung, dergestalt in ihr Vertrauen ein, dass ihr Poetenherz allgemach frank und frei vor ihm dalag, wie ein entrollter Papyrus. Schliesslich wurde Helene mehr und mehr von dem Anhören

der lyrischen Vorlesungen entlastet, weil es doch offenbar für ein schöpferisches Talent von ungleich grösserer Bedeutung ist, seine Versuche einem Fachmann zu unterbreiten, als einer Tochter, deren Urtheil durch die kindliche Zuneigung immer ein wenig gefälscht wird.

Professor Aloys Schmidthenner zollte den Tagebuchblättern uneingeschränkten Beifall.

Einzelne Bruchstücke, wie das tiefempfundene ‚O Mädchenzeit, du bist dahin gegangen —', oder das sanft-elegische ‚Was ich schreibe, was ich singe, was ich treibe, was ich ringe —' erklärte er geradezu für poetische Meisterwerke.

Mit dem Chefredacteur des ‚Tilsiter Anzeigers' noch von der Hochschule her innig befreundet, wusste er in dem genannten Organ zwei ‚Strandlieder' Adelaidens unter dem Pseudonym Corinna zum Abdruck zu bringen, rieth jedoch — ungeachtet des rauschenden Beifalls, dessen sich diese Strandlieder in Tilsit und der gesammten Umgebung erfreut hatten — von weiteren Veröffentlichungen ab, da das Publicum, namentlich in den Hauptstädten, für die rein lyrische Production literarischer Neulinge ausserordentlich schwerhörig sei, während etwas Erzählendes, wie die kürzlich in Angriff genommene Ballade „Deianeira", einen Massenangriff auf die Gunst der gesammten Nation bedeute.

Er selbst schrieb jetzt eine ‚Geschichte der deutschen Literatur seit Goethe's Tode'.

In discretester Weise liess er gelegentlich seine Absicht durchblicken, in der Rubrik ‚Neueste Lyrik' auch Corinna, die Verfasserin der so erfolgreichen Strandlieder, namhaft zu machen und darauf hinzuweisen, dass die geschätzte Poetin noch manche herzerquickende Gabe im Pult verberge.

Da sich Adelaide von Weissenfels bescheidentlich sträubte, weil ja die beiden Strandgesänge trotz der geringen Vorzüge, die ihnen etwa anhaften mochten, räumlich genommen doch eine gar zu bedeutende Leistung darstellten, führte ihr der Professor die Worte August von Platen's an:

> Ein einzig Lied, das wirklich Leben sprudelt
> Und die Vollendung trägt an seiner Stirne,
> Kommt mehr zuletzt in aller Menschen Hände,
> Als hundert starke, doch geklexte Bände.

Auf Anregung Schmidthenner's wurde Adelaide von Weissenfels auch Mitglied der ‚Tafelrunde'. So hiess nämlich der neuerdings etwas umgestaltete literarische Club, der damals noch dem schönen Geschlecht seine Hallen erschloss, bis dann unerquickliche Differenzen zur Abänderung des Statuts führten.

Von Schmidthenner unterstützt, spielte Adelaide bei den Zusammenkünften der ‚Tafelrunde'

gar bald eine bedeutsame Rolle. In ihrem Selbstbewusstsein mannhaft gehoben, ergriff sie bei jedem halbwegs geeigneten Anlass das Wort. Der imposant-überlegene Ton ihres Auftretens, die unnachahmliche Art, mit der sie ihr würdevolles „Meine Damen und Herren!" modulirte, sobald der Gedanke in einer zündenden Pointe gipfelte, das lieh, wie Aloys Schmidthenner leidenschaftlich betheuerte, ihrer schönen Rhetorik einen wahrhaft ciceronianischen Reiz.

Auch Doctor Maxwaldt, der einige Wochen lang auf Reisen gewesen war, trat gegen Ende Januar dem Tafelrunden-Verein als Mitglied bei.

Adelaide jedoch überzeugte sich gleich in der ersten Sitzung, dass der frivol-prosaische Assistent des Geheimraths Schebelsky kein echtes Interesse für die Debatten mitbrachte. Vielmehr erstrebte er augenscheinlich nur die reizvolle Nachbarschaft der blonden Helene, zog sie während des Vortrages mehrfach in ein störendes, für die ernsthaften Zuhörer anstosserregendes Flüstergespräch und benahm sich auch sonst keineswegs wie ein Mensch, dem die Muse den Weihekuss auf die Lippen gedrückt hat.

Das wiederholte sich drei Mal.

Professor Schmidthenner, der jetzt zu ahnen begann, dass ihm hier eine bedenkliche Concurrenz erwuchs, stellte mit Genugthuung fest,



wie wenig der junge Arzt durch dieses allzu freie Gebahren bei der Frau Hofrath gewann. Zugleich aber hielt er es doch für gerathen, nun auch seinerseits ernstlicher auf das Ziel, das er sich vorgesetzt, loszugehen, die Tochter über der Mutter nicht zu vernachlässigen und einige Anspielungen zu wagen, die der Letzteren klar machen sollten, wie sehnlich der Herr Professor nach ihrer Gunst begehre.

Eines Tages — am 24. Februar — kam es zur Katastrophe.

Aloys Schmidthenner, der sich hinlänglich überzeugt hielt, dass Fräulein Helene von ähnlichen Sympathien für ihn durchdrungen sei, wie ihre Mama, hatte der Schöpferin der bedeutenden Strandlieder kurzer Hand mitgetheilt, wie er sein Leben sich zu gestalten wünsche.

Mit offenen Armen und noch offnerem Herzen war er als Schwiegersohn acceptirt worden.

Das musste ja eine Zukunft werden — göttlich, wie in den schuldlos-heiteren Tagen des Paradieses!

Hatte Helene schon jetzt — instinctiv und gleichsam aus der Fülle eines begnadeten Temperaments heraus — dem Schaffen ihrer Mama ein Verständnis entgegengebracht, das zwar nicht laut werden wollte, aber — den „ungesungenen Liedern“ Justinus Kerner’s vergleichbar — des-

halb vielleicht nur um so süsser durch ihr empfängliches Herz bebte: so war nun vorauszusehen, dass Aloys Schmidthenner all' diese Keime zur Blüthe bringen, all' diese Ströme entfesseln und seine Schwiegermama in die berauschenden Düfte des Ideals, in den wonnedampfenden Strudel des Kunstverständnisses mit hinein reissen würde — ein herrliches, ein olympisches Dasein zu Dreien!

Von solchen Träumen gewiegt, sprach die glückstrahlende Frau noch desselbigen Abends mit ihrer Tochter.

Zu Adelaidens grösstem Erstaunen verhielt sich Helene während der ganzen leidenschaftlichen Darlegung vollständig passiv.

Erst auf die dringliche Frage: „Nun, was sagst Du dazu?" versetzte die hübsche Blondine mit einiger Bangigkeit:

„Liebste Mama! Der Professor ist gewiss ein grosser Gelehrter; auch ein stattlicher Cavalier, der sich in der Quadrille à la cour gar nicht so übel macht; — aber . . ."

„Nun, aber . . .? Ich will nicht hoffen, dass etwa ein anderweitiges Interesse . . ."

Helene ward über und über roth. Hiernach bekannte sie zögernd, dass Doctor Leopold Maxwaldt allerdings ihr liebendes Herz völlig ge-

wonnen und sie längst schon gefragt habe, ob sie ihn heirathen wolle.

Adelaide war starr.

„Stille Wasser sind tief," hauchte sie sentenziös. Dann, ihre Tochter mit theatralischer Heftigkeit über dem Handgelenk packend, fügte sie drohend hinzu:

„Und was hast Du geantwortet?"

„Aber Mama!" sagte das Mädchen wehleidig. „Wenn ein wackerer, liebenswürdiger Mann, den wir gern haben, uns fragt, ob wir ihn heirathen wollen . . . Was hast Du denn geantwortet, als der Papa Dich fragte?"

„Verblendete!" ächzte die Hofräthin. Sie warf die Hand ihrer Tochter von sich hinweg wie eine am Busen gezüchtete Natter. „So schändlich also durchkreuzest Du meine Pläne? So heimtückisch rebellirst Du? Ich meinte es gut mit Dir. Ich gönnte Dich einem Manne, der Verständniss besitzt für die idealen Factoren des Lebens; einem geistigen Führer, der Dich aufwärts gelenkt haben würde zu den Höhen des Lichts! Und nun fängst Du mir hinter dem Rücken ein abgeschmacktes Getändel an, ein Techtelmechtel der unerlaubtesten Art! . . . Ja, zum Kukuk — (Apoll verzeihe mir diese Wendung!) — bildest Du Dir denn ein, ich würde je, je zu Deiner Ver-

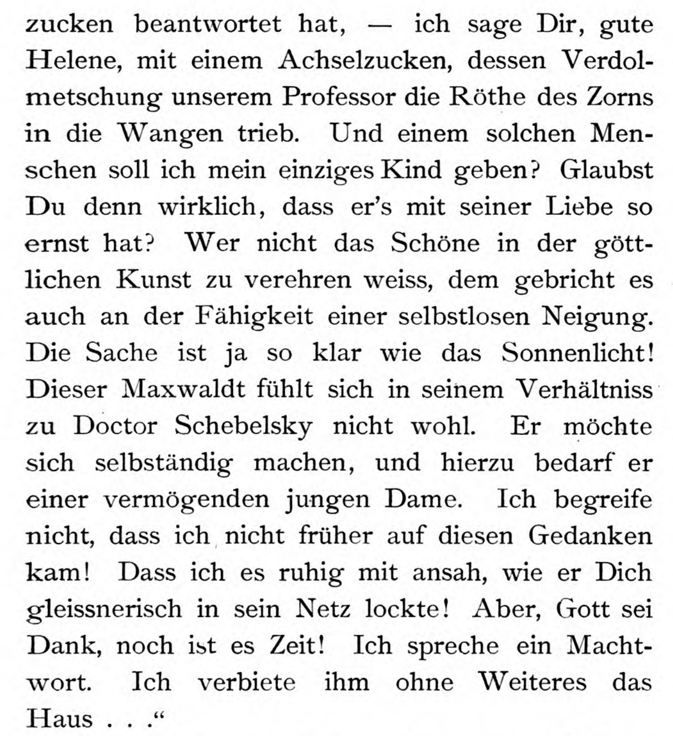
bindung mit diesem Mann des Secirmessers und der Medicamente Ja sagen?"

„Was hast Du denn an Doctor Maxwaldt auszusetzen?" fragte Helene verschüchtert.

„Alles! Er ist die verkörperte Prosa! Nicht nur tactlos, was ich ihm leicht noch verzeihen würde, sondern auch unfähig, das Schöne vorurtheilsfrei zu geniessen, das Göttliche anzuerkennen. Wie sagt doch August von Platen? ‚Zwar nicht Jeder vermag das Erhabene vorzuempfinden: aber ein Tropf, wer's nicht nachzuempfinden vermag.' Doctor Maxwaldt ist in dieser Beziehung ein vollendeter Tropf."

„Mama!" rief Helene empört.

„Ein Tropf, sage ich Dir," verharrte die Hofräthin. „Ich will nicht davon reden, dass er neulich bei der ergreifendsten Stelle meines Sonetts ‚Wandelnde Schatten' Dir in die Ohren gezischelt hat, wie ein ungezogener Quartaner. Aber ich weiss, dass er die Bestrebungen unserer ‚Tafelrunde' bei jeder Gelegenheit persiflirt; dass er uns Frauen das Recht abspricht, mit in die Debatte zu treten, ja, überhaupt eine Meinung zu haben; dass er von ‚Blaustrümpfen' redet, wo ihm der Ausdruck ‚Dichterin' wahrlich mehr zu Gesicht stünde; ja, dass er die liebenswürdige Frage Schmidthenner's, welches der beiden ‚Strandlieder' wohl das bedeutendste sei, mit einem Achsel-



zucken beantwortet hat, — ich sage Dir, gute Helene, mit einem Achselzucken, dessen Verdolmetschung unserem Professor die Röthe des Zorns in die Wangen trieb. Und einem solchen Menschen soll ich mein einziges Kind geben? Glaubst Du denn wirklich, dass er's mit seiner Liebe so ernst hat? Wer nicht das Schöne in der göttlichen Kunst zu verehren weiss, dem gebricht es auch an der Fähigkeit einer selbstlosen Neigung. Die Sache ist ja so klar wie das Sonnenlicht! Dieser Maxwaldt fühlt sich in seinem Verhältniss zu Doctor Schebelsky nicht wohl. Er möchte sich selbständig machen, und hierzu bedarf er einer vermögenden jungen Dame. Ich begreife nicht, dass ich nicht früher auf diesen Gedanken kam! Dass ich es ruhig mit ansah, wie er Dich gleissnerisch in sein Netz lockte! Aber, Gott sei Dank, noch ist es Zeit! Ich spreche ein Machtwort. Ich verbiete ihm ohne Weiteres das Haus . . ."

„Natürlich, das kannst Du," sagte Helene weinerlich; „aber Deinen Professor nehme ich deshalb doch nicht . . ."

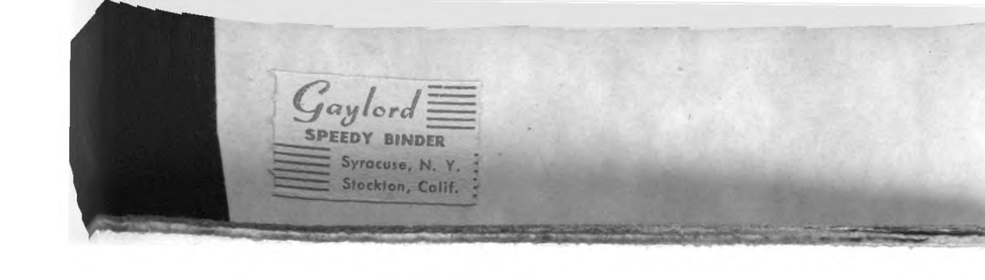
„Das wollen wir sehen!"

Das junge Mädchen schritt auf sie zu, küsste sie und umschlang sie mit beiden Armen.

„Sei doch nicht gar so erregt!" flehte sie schmeichelnd. „Ich kann ja doch nichts dafür,

wenn ich den Doctor Maxwaldt so über alle Beschreibung lieb habe!"

„Ich bin nicht erregt," gab ihr die Mutter zurück. „Nur das Eine erkläre ich Dir positiv: so lange ich hier noch mitsprechen darf, wird Maxwaldt, der Musenleugner, der schnöde, herzlose Materialist, niemals Dein Gatte werden!"



Zweites Kapitel.

Professor Schmidthenner, von dem Vorgefallenen alsbald unterrichtet, fühlte sich zwar ein wenig niedergeschlagen, sprach jedoch sich und der trauernden Dichterin mit gewohnter Beredtsamkeit Muth ein.

Nach längerer Debatte fasste man den Beschluss, Fräulein Helene zunächst von dem Schauplatz ihrer so unliebsamen Herzenserlebnisse für einige Monate zu entfernen.

Adelaide besass in ihrer Geburtsstadt eine Cousine, die sich gerne bereit erklärte, das junge Mädchen zu sich zu nehmen und ihren Wandel, insbesondere auch ihre Correspondenzen, mit gebührender Strenge zu überwachen. Tante Möbius galt, wie Schmidthenner mit rücksichtsvoller Umschreibung betonte, in den weitesten Kreisen für einen Drachen; die würde dem thörichten Kinde die albernen Mucken schon austreiben. Herrn Doctor Maxwaldt direct vor den Kopf zu stossen,

schien dem Professor unzweckmässig; das Gescheidteste war, ihn möglichst zu ignoriren.

Doctor Maxwaldt bildete seit Helenens Abreise trotzdem für Schmidthenner und Adelaide ein häufig berührtes Thema der Conversation.

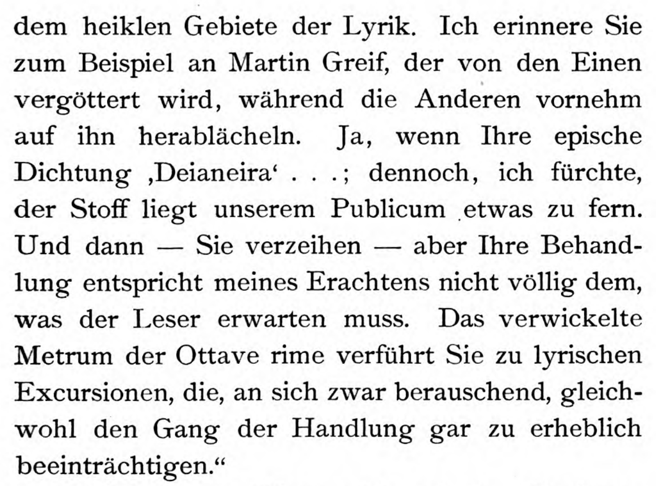
„Ich fürchte,“ sagte Aloys eines Abends, „dieser kritisch-verneinende Geist hat es gewagt, das dichterische Talent der Mama bei der Tochter herabzusetzen.“

„Wie?“ fragte die Hofräthin, jäh im Sessel emporfahrend.

„Ich vermuthe es, und ich habe so meine Symptome. Natürlich geschieht diese pöbelhafte Beleuchtung nur in der Absicht, mich, den Bewunderer Ihres Talentes, zu discreditiren, mich der niedrigsten Schmeichelei zu verdächtigen und so eine dauernde Antipathie gegen mich zu erzeugen. Es wäre wirklich ein Götterglück, wenn Sie der Welt einmal durch einen besonders glänzenden Coup den Beweis lieferten, dass Sie in der That ein Talent sind.“

„So?“ meinte Adelaide erstaunt. „Habe ich diesen Beweis erst noch zu erbringen? Die Strandlieder, die ganz Tilsit in Aufruhr versetzten, mein Sonett ‚Wandelnde Schatten‘ . . .“

„Ja, ja, das Alles ist schön und gut. Aber nirgends gilt so das alte Sprichwort von dem Geschmack, über den nicht zu streiten ist, als auf



dem heiklen Gebiete der Lyrik. Ich erinnere Sie zum Beispiel an Martin Greif, der von den Einen vergöttert wird, während die Anderen vornehm auf ihn herablächeln. Ja, wenn Ihre epische Dichtung ‚Deianeira' . . .; dennoch, ich fürchte, der Stoff liegt unserem Publicum etwas zu fern. Und dann — Sie verzeihen — aber Ihre Behandlung entspricht meines Erachtens nicht völlig dem, was der Leser erwarten muss. Das verwickelte Metrum der Ottave rime verführt Sie zu lyrischen Excursionen, die, an sich zwar berauschend, gleichwohl den Gang der Handlung gar zu erheblich beeinträchtigen."

Adelaide von Weissenfels gab dem Professor eine ausweichende Antwort. Zum ersten Male seit der Erneuerung ihrer Bekanntschaft lenkte sie absichtlich das Gespräch vom Gebiete der literarischen Production ab. Sie erzählte von ihrer Tochter, die auf dem besten Wege sei, das kindische Gaukelspiel mit Maxwaldt und seiner vermeintlichen Liebe *ad acta* zu legen.

„Sie ist ganz vergnügt," schreibt mir meine Cousine; „gar nicht wie ein geknicktes Rohr. Am letzten Montag haben sie eine Schlittenpartie unternommen: Helene soll auf der Heimfahrt geradezu ausgelassen gewesen sein. Ich sagte es ja: Beziehungen zu Persönlichkeiten ohne Gemüth können nur oberflächliche, rein conventio-

nelle sein; echte Liebe ist nur möglich auf dem Untergrund wirklicher Poesie.“

So plauderte Adelaide, ohne zu ahnen, dass die Fröhlichkeit ihrer Helene bei jener Montags-Partie einem reizenden, flammensprühenden Briefe zu danken war, den sich das kluge Mädchen früh beim Besorgen einiger dringend nothwendigen Steck- und Nähnadeln unter der Chiffre ‚H. v. W. 20‘ vom Kaiserlichen Postamt geholt hatte.

Professor Schmidthenner verabschiedete sich, ohne auf die ‚Deianeira‘ zurückzukommen. Die Worte aber, die er zu Adelaiden betreffs ihres Dichterruhmes gesprochen hatte, verfolgten sie unablässig. Schmidthenner hatte Recht! Sie zählte jetzt vierzig Jahre. Beim Phöbus, nun war es die höchste Zeit, die skeptisch-klügelnde Welt durch eine gewaltige ‚That in Worten‘ endgültig niederzuschmettern! Adelaide musste Etwas gestalten — knapp, wuchtig, fesselnd, eigenartig und gemeinverständlich zugleich; sie musste endlich Das leisten, was Schiller mit seinen Räubern und Goethe mit seinem Werther geleistet.

Vier Tage lang schlich sie, von diesem Gedanken beherrscht, wortlos umher, wie der Jüngling von Saïs, nachdem er den Schleier hinweggezogen.

Am fünften Tage bot ihr ein Gott die errettende Hand.

Das neueste Heft des ‚Weltalls‘ ward ihr in’s

Haus geschickt, und da sie es öffnete, las sie die pomphafte Ankündigung eines Preisausschreibens.

Der Prospect lautete:

„Zur Belebung der in Deutschland immer noch stark vernachlässigten ‚Kurzgeschichte‘ *(short-story)* setzen wir für die drei besten Noveletten, die bis zum 15. Mai incl. uns zugehen, drei Preise aus, und zwar 900 Mark für die beste, 600 Mark für die zweitbeste und 300 Mark für die drittbeste Novelle. Die Manuscripte, deren Umfang sich auf mindestens fünf bis höchstens fünfzehn Spalten des ‚Weltalls‘ belaufen soll, dürfen nicht von der Hand des Autors geschrieben, auch nicht mit dem Namen des Autors bezeichnet sein, sondern lediglich rechts oben ein Motto tragen. Ein mit dem gleichen Motto versehenes, wohlverschlossenes Couvert, das den Namen und die genaue Adresse des Autors enthält, ist beizulegen. Die Preisvertheilung erfolgt am 15. Juni; die Resultate werden im ersten Juli-Hefte bekannt gemacht.

„Als Preisrichter fungiren u. s. w. u. s. w.

„Die Eröffnung der Couverts — auch derjenigen, die den ungekrönten Arbeiten anliegen, — erfolgt unter strengster Discretion im Privatbureau des Verlegers.

„Die Redaction und die Verlagshandlung des Weltalls.“

Adelaide von Weissenfels hatte noch nicht zu Ende gelesen, als der Entschluss in ihr reifte, die hier so freigebig angebotenen neunhundert Mark — auf einen zweiten oder dritten Preis reflectirte sie nicht — zu verdienen. Mit dem Glorreichen verknüpfte sie so das Nützliche. In Geldsachen war die Frau Hofräthin ja von Urbeginn über Gebühr zartfühlig. Neunhundert Mark, die ihr so völlig unerwartet als Neben-Einnahme zufielen, dünkten ihr an und für sich schon des Schweisses der Edlen werth und lockten ihre bewegliche Phantasie mit gar entzückenden Bildern. Sie erwog bereits, wie sie den ‚hübschen Zuschuss' demnächst verwenden solle und raffte sich zu der Anschauung auf, dass sie zwar etwa drei Viertel des ruhmvoll geernteten Capitals zinsbar anlegen, den Rest jedoch im Jubel über den frisch erkämpften Lorbeer rückhaltslos einem Extra-Vergnügen opfern müsse. Das erheischte nicht nur die Dankbarkeit gegen das Schicksal; nein, es war ihr ein unabweisliches Herzensbedürfniss, durch eine ungewöhnliche Ausgabe öffentlich zu bekunden, dass ihr Triumph ein Ereigniss von verblüffender Tragweite sei. Durch ein Collegium, das sich vorgesetzt hatte, die Pflege der ‚Kurzgeschichte' *(short-story)* zu beleben, als die vornehmste Stütze dieser Bestrebungen amtlich gekrönt zu werden, — der Gedanke machte sie



schwindeln! Je höher aber das Ziel, um so mächtiger wuchs ihre Zuversicht. Adelaide verwechselte eben die kleine Tafelrunden-Gesellschaft, wo sie in Wahrheit eine bedeutende Stellung einnahm, mit dem riesigen Tempel der Literatur.

Der ganze Tag verging ihr so in phantastischer Aufregung. Alle Phasen der Zukunft spielten sich vor ihr ab, — von dem ersten Ansetzen ihres begeisterten Griffels bis zu den Görlitzer Brauerei-Actien, die sie zu kaufen gedachte; vom Versenden des Manuscripts bis zu dem ländlichen Ballfest, das ihr die würdigste und zugleich billigste Siegesfeier bedünkte. Reminiscenzen an die isthmischen und olympischen Spiele zuckten ihr durch's Gehirn; das Bild eines altclassischen Vaters schwebte ihr vor der Seele, den die Freude über den Ruhm seines Sohnes getödtet hatte . . .

„Nein, ich will meine Gefühle im Zaum halten!" hauchte sie und presste die Hände wie friedenspendend auf ihre pochende Brust. „Nicht übermüthig noch stolz will ich werden, sondern wie August von Platen nur in stiller Bewunderung dem Genius huldigen, der mich besucht hat!"

Wie berauscht ging sie zu Bette, und bis lange nach Mitternacht trieben und jagten sich ihre farbenreichen Gedanken. Noch im Traume sah sie sich — ein weiblicher Tasso — auf den Stufen des Capitols: eine ritterlich-edle Gestalt,

in der sie freudigen Herzens ihren trefflichen Jugendfreund, den Literatur-Professor Aloys Schmidthenner wiedererkannte, hielt ihr mit weihevoller Geberde den Kranz entgegen.

Trotz dieser für beide Theile so schmeichelhaften Vision nahm sich die Hofräthin früh beim Erwachen vor, selbst den Professor nicht in's Vertrauen zu ziehen. Es sollte die blendendste Ueberraschung werden — für Helene, für Aloys, für den skeptischen Doctor Maxwaldt; kurz für Alle, die zu den Schöpfungen Adelaidens irgendwie ein Verhältniss hatten.

Mit glühendem Feuereifer ging die Poetin an's Werk.

Adelaide hatte sich das Erfinden interessanter Conflicte und fesselnder Charaktere doch etwas leichter gedacht.

Die Stoffwahl bot ihr zunächst erhebliche Schwierigkeiten.

Fünf, sechs Pläne warf sie vertrauensvoll auf's Papier, um beim Versuche der Ausarbeitung sofort zu entdecken, dass hier — ‚trotz aller Grösse des Grundgedankens' — die Pointe fehlte.

Wenn sich dann wirklich einmal etwas ergab, was wie der Gipfelpunkt einer geschlossenen Composition aussah, dann liess sich aus der mühsam zurecht gezimmerten Anektode kein Duft, keine Stimmung, kein harmlos-frischer Humor



schlagen. Und der Humor lag der Verfasserin der in Tilsit bewunderten Strandgesänge doch mindestens ebenso gut, wie die Tragik. Merkwürdig nur, dass die innere Potenz so gar nicht heraustreten wollte. Sie stöhnte und würgte förmlich an dieser verborgenen Fülle: Alles umsonst!

Das waren traurige Tage und Wochen!

So sehr Adelaide bemüht war, den quälenden Zwiespalt ihres Gemüths zu verbergen, er trat dennoch zu Tage; besonders in den Vereinssitzungen der Tafelrunde, wo sich die sonst so milde und weihevolle Poetin als überaus reizbar erwies und sich mehrfach sogar zu Ausdrücken wie ‚ungebührlich‘, ‚lächerlich‘ u. s. w. verirrte, die der Herr Vorsitzende — nach Paragraph zwölf der Statuten — als unparlamentarisch zu rügen hatte.

Professor Schmidthenner schrieb die augenscheinliche Nervosität seiner Freundin dem irrthümlich von ihm vermutheten Fortschreiten der altclassischen Ballade ‚Deianeira‘ zu. Da er bemerkte, dass die frühere Mittheilsamkeit Adelaidens einer sonderbaren Verschlossenheit Platz gemacht hatte, so drang er nicht weiter in sie, sondern sagte nur einmal anspielungsweise:

„Ja, ja, die Ottave rime! Die haben's in sich!“

„Meinen Sie?“ fragte die Hofräthin.

„Ein verteufeltes Versmass! Die dreimal wiederkehrenden Reime! Und, wie gesagt — die

Ottave verleitet zur Abschweifung. Ihr Talent freilich . . .“

Adelaide seufzte.

Augenblicklich betonte der höfliche Literaturprofessor, der den unwillkürlichen Klagelaut seiner Freundin als den Verräther heimlicher Strophen- und Reim-Schmerzen interpretirte, die immer noch wachsende Popularität Corinna's in der Gegend von Tilsit, und sprach von der mündlich geäusserten Absicht eines namhaften Componisten, der mit dem Plane umging, eines der prächtigen Strandlieder in Musik zu setzen.

Selbst diese Eröffnung, die von der Hofräthin sonst mit heiligster Freude begrüsst worden wäre, blieb diesmal ohne ersichtlichen Eindruck. Das Preisausschreiben beherrschte die unglückliche Adelaide so vollständig, dass alle übrigen Organe ihres Empfindens erstorben schienen.

Endlich zu Anfang Mai hatte sie einen Stoff gefunden, der ihr niedergedrücktes Selbstgefühl wieder aufrichtete.

„Die geborene Kurzgeschichte!“ sagte sie strahlend, als sie die glücklich vollendete Disposition kritisch durchmusterte. „Einfach, sinnig und doch voll urdramatischer Kraft! Nun acht Tage Erholung — und dann rüstig an's Werk!“



Drittes Kapitel.

Am folgenden Mittwoch kehrte Helene seelenvergnügt aus der Verbannung zurück. Sie erzählte ihrer Mama mit grosser Beredtsamkeit von der ebenso strengen als liebenswürdigen Tante, von den kleinen aber stimmungsvollen Genüssen der Provinzialstadt, und wie der Abschied ihr ordentlich leid gethan, verschwieg jedoch, dass sie mit Doctor Maxwaldt regelmässig correspondirt hatte, ach, so hold, so reizend, wie je zwei Liebende seit den Tagen des Troilus, und dass diese Correspondenz, die ihr den zuverlässigen, tüchtigen, praktischen und doch von echtem Sinn für das Schöne beseelten Charakter ihres Verlobten so voll offenbart habe, das einzig Herrliche bei der ganzen Geschichte gewesen sei.

Leopold Maxwaldt ging mit ruhiger Zuversicht seinem Ziele entgegen.

Er hatte eine so jünglingshaft-männliche Art, sein Liebchen zu trösten.

„Du bist mein," schrieb er z. B., „und ich bin Dein; — ich möchte die Macht der Erde sehn, die uns scheidet." —

„Ja," hatte dann wohl Helene geantwortet; „aber eine Entführung ist doch was Schreckliches; sie wird sogar, wie neulich der hiesige Amtsrichter beim Thee behauptete, strafrechtlich verfolgt . . . Und wenn ich auch gern und aus freudigem Herzen bekenne: Ich folge Dir bis an's Ende der Welt — so möchte ich doch keinen so fürchterlichen Eclat, denn ich muss unter den Menschen doch schliesslich leben, und ich habe Mama so lieb, und sie würde sich todt grämen..."

„Keine Sorge!" gab Leopold ihr zurück. „Zum Aeussersten wird sie's nicht kommen lassen. Ich kenne ja jetzt ihre Hauptbeweggründe. Wollt' ich in meinem Verhältniss zu ihrer Lyrik vollständig umsatteln, so würde sie das natürlich für Heuchelei halten. Aber ich werde mich mässigen; ich werde mich zum Princip des Schweigens bekennen; ich werde sehn, was sich machen lässt. Den Professor unterschätze ich ganz und gar nicht; er ist ein respectabeler Concurrent; aber da ich Dein Herz besitze, dünkt mich sein ganzes Bewerben eine trostlose Sisyphusarbeit. Lass die Zeit nur gewähren! Vorläufig hab' ich ja noch Verpflichtungen bei dem Geheimrath. Ehe jedoch das neue Jahr in die Lande zieht —

Verlass Dich darauf, Du sollst nicht in Zwiespalt gerathen mit Deiner Mama! Wo ein Wille ist, sagt das englische Sprichwort, da ist auch ein Weg . . .“

Adelaide schien trotz aller Verschwiegenheit ihrer Tochter Etwas zu ahnen. Wiederholt betonte sie, äusserst gereizt, dass sie erfreut sei, von Doctor Maxwaldt neuerdings wenig zu hören; der junge Mann sei ihr äusserst fatal; sie werde in Zukunft jede Gesellschaft vermeiden, wo sie Gefahr laufe, mit dem frivolen Kunstverächter zusammen zu treffen.

Auch abgesehen von diesen vorübergehenden Missstimmungen, die wohl eigentlich nur ein Symptom der bereits vorhandenen Nervosität waren, verfehlte die achttägige Präparations- und Erholungsfrist, die Adelaide sich vorgesetzt, durchaus die erhoffte Wirkung. Das Problem, das Frau von Weissenfels zu gestalten wünschte, kam ihr keine Minute lang aus dem Bewusstsein. Die Personen der Novelle verfolgten sie wie Gespenster; wenn sie des Nachmittags schlummernd auf ihrem Sopha lag, kämpfte sie unbewusst mit den Einzelheiten des Dialogs.

Erschöpft und abgehetzt von diesen Gemüthsbewegungen schritt sie endlich an's Werk.

Vierzehn Tage lang schaffte sie mit unermüdlichem Eifer.

Auf die Fragen ihrer Tochter Helene gab sie zuerst ausweichende und dann wahrheitswidrige Antworten: sie mache Excerpte aus Pascal und Montesquieu; sie durchfeile die vollendete Hälfte der Deianeira; und was so der Nothlügen mehr waren.

Da Fräulein Helene sie öfters in ihrer Arbeit gestört hatte, so schloss Adelaide sich vom fünften Tage ab in ihrem ‚Studirgemach‘ ein, liess sich mit grosser Regelmässigkeit zweimal vergeblich zu Tisch pochen und fuhr das arme Helenchen beim dritten Mal ganz eigenthümlich an. Der scheuen Bemerkung, der Braten werde ‚zu durch‘, oder die Suppe ‚zu dick‘, setzte sie undeutlich gemurmelte Phrasen entgegen, wie ‚Andres im Kopfe‘, ‚Verständnisslosigkeit‘, ‚Barbarei‘, ‚Einfluss des Doctors‘, ‚schon lehren‘ etc.

Endlich am zehnten Mai war die Novelle vollendet.

Frau von Weissenfels, die schon drei Tage zuvor im Anzeiger dieserhalb inserirt hatte, bestellte sich einen zuverlässigen Copisten, liess das Ganze höchst kalligraphisch in's Reine schreiben, mit dem vielfach bewährten Motto ‚Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken‘ versehen und das gleiche Motto auf ein Couvert setzen, das sie dann später, nachdem sie ihre Visitenkarte hineingesteckt hatte, sorgsam verschloss.



Hiernach gab sie das Manuscript mit allen Vorsichtsmassregeln, die durch die Wichtigkeit der Sache geboten schienen, zur Post.

Ungeduldig zählte sie nun die Tage bis zum Schiedsrichterspruch.

Ihre Zuversicht hatte sich während des Schaffens wieder fröhlich erholt. Der 15. Juni schwebte ihr als ein epochemachender Zeitpunkt, reich an märchenhaft-phantastischen Consequenzen, vor.

Er gewann schliesslich eine Art von Individualität.

Sie träumte von ihm als von einem lockenumwallten Genius, der sich nächtlicher Weile aus rosigem Himmelsgewölk auf ihr Lager senkte und ihr zärtlich die hoch erglühende Stirn küsste.

Immer von Neuem erwog sie ihre leuchtenden Chancen und muthig kämpfte sie die Zweifel zu Boden, die ihr aus dem unbestimmten Gerücht erwuchsen, es seien nicht weniger als 340 Arbeiten zur Concurrenz eingelaufen.

Sie hatte ja vor den gewöhnlichen Novellisten, die hier gemeinsam mit ihr um die Krone rangen, so viel voraus!

Lautete nicht der charakteristische Ausspruch eines unserer berühmtesten Philosophen: ‚Die Lyrik ist das Ur-Element aller Dichtung —‘?

Wohl; sie beherrschte die Lyrik meisterhaft!

Corinna, die Schöpferin der jetzt thatsächlich in Musik gesetzten und schon zweimal gesungenen Strandlieder, gebot über die höchsten und tiefsten Töne menschlicher Leidenschaft.

Eine Novelle also, die keine Reimschwierigkeiten bot, musste ihr *eo ipso* gelungen sein, selbst wenn das Thema, das sie gewählt hatte, minder reizvoll gewesen wäre.

Ach, und dies Thema war doch so fesselnd, so stimmungsvoll, so den Humor und die tiefste Tragik verschmelzend, wie kaum wohl ein zweites: eine Herzensgeschichte aus eignem Erlebniss!

Adelaide von Weissenfels hatte in ihrer frühesten Jugend auch einmal, wie so viele edel veranlagte Dichternaturen, glücklos geliebt. Sie sah ihn noch vor sich, den schneidigen, tiefblauäugigen Cavallerie-Offizier, der damals ihr Leben und jetzt ihre Dichtung erfüllte. ‚Wladimir‘ hatte sie ihn genannt, und der Genius des 15. Juni raunte ihr schmeichelnd in's Ohr, dass dieser Name bereits eine Schöpfung sei.

Minder poetisch fasste der Hausarzt ihre Erregung auf. Nachdem ihn Frau Adelaide wegen starker Migräne zwei oder drei Mal zu Rathe gezogen, stellte er die unerwartete Diagnose auf hochgradige Neurasthenie und verordnete seiner Patientin, die stets eine ausgesprochene Aengstlichkeit betreffs ihrer körperlichen Zustände an

den Tag gelegt hatte, völlige Ruhe verbunden mit einer gelinden Kaltwassercur in den herrlichen Fichten- und Tannenforsten eines thüringer Badeorts. Gemüthsbewegung, Ueberarbeitung und zweckwidrige Ernährung bezeichnete er als die Ursache dieser plötzlichen Nervosität. Die Sache werde im Laufe des Sommers zu heben sein, wenn die Frau Hofräthin augenblicklich an's Werk gehe, die Stadt und ihr geräuschvolles Treiben hinter sich lasse und sich jeder geistigen Thätigkeit möglichst enthalte.

Das war ein schmerzlicher Schlag für die sparsame Dichterin.

Wenn sie jetzt wirklich den ersten Preis gewann, so nahm ihr der unerwartete Aufenthalt in dem freundlichen Sassburg, das der Arzt ihr besonders empfohlen, leider das Meiste von dem erhofften klingenden Resultat weg, so dass ihr beinahe nur noch der Ruhm verblieb!

Gleichviel: was nicht zu ändern war, musste mit Fassung ertragen werden. Sie fühlte ja selbst, dass es mit ihrem Zustand nicht länger so fortgehen konnte. Wenn sie nur siegte, wenn ihr der Kranz nicht entging, den ihr der Genius des 15. Juni schon einige Mal wie zur Anprobe über die pochenden Schläfe gehalten! Dann mochte schliesslich der gleissende Mammon, so schön es gewesen wäre, sanglos dahinfahren!

„Ja, ja, das Kainszeichen der göttlich-schaffenden Geister — die Nervosität! Ach, dass dem Menschen nichts Vollkommenes wird!"

Am 3. Juni packte sie ihre Koffer. Helene musste sie natürlich begleiten. Einmal hatte der Arzt dies geboten, da grüblerisches Alleinsein für die Poetin ebenso schädlich sein würde, als geistige Anstrengung und übertriebne Geselligkeit. Dann aber konnte sie das Kind unmöglich in der Hauptstadt zurücklassen, da Doctor Maxwaldt, der Poesieverächter, jetzt wieder häufiger auf der Bildfläche auftauchte, mehrfach höchst unziemliche Fensterpromenaden und ähnliche Demonstrationen in Scene gesetzt hatte und überhaupt ein Charakter schien, dem eine kluge Mama nicht über den Weg traute.

Am Abende vor der Abreise hatte Corinna-Adelaide noch eine umständliche Conferenz mit der Flurnachbarin, einer älteren unverheiratheten Dame von grosser Schlichtheit des Auftretens, die sich gelegentlich bei der Köchin Adelaidens ein Plätteisen warm stellte oder sich auf ein Stündchen das ‚Weltall' und die Beilage des Anzeigers holte.

Fräulein Marie Kessler hatte den kleineren Theil des Stockwerks inne, dessen weitaus grösseren Theil Adelaide bewohnte. Beide Parteien verkehrten sozusagen nur wirthschaftlich. Fräu-

lein Kessler in ihrer stillen Demuth hätte sich nie getraut, der Frau Hof- und Schulräthin, die — namentlich seit sie Wittwe geworden — das Haupt sehr hoch trug, einen förmlichen, auf gesellschaftliche Ansprüche hinzielenden Besuch abzustatten. Nur einmal, als es im Nebenhaus brannte, war sie, das Shawltuch um die knochigen Schultern geschlagen, angstvoll hinübergehuscht, hatte schüchtern gepocht und war mit gebührender Leutseligkeit empfangen worden. Ab und zu richtete auch Helene ein freundliches Wort an sie. Im Uebrigen herrschte zwischen der armen Privatlehrerin und der wohlhabenden Adelaide keinerlei ernste Beziehung.

Jetzt aber, da die Koffer gepackt auf der Hausflur standen, und Adelaide sich schon zum zehnten Male versichert hatte, dass der Schnellzug 7 Uhr 50 Minuten aus dem nordvorstädtischen Bahnhof abfuhr, trat eine seltsame Wandlung ein.

Die erregte Poetin benutzte den Umstand, dass ihre Tochter noch eine Abschiedsvisite bei einer ganz in der Nähe wohnenden Freundin machte, um Fräulein Kessler in ihrem traulich-bescheidenen Wohnstübchen recht ceremoniell aufzusuchen, ihr die Hand zu drücken, von der bevorstehenden Reise zu sprechen und ihr endlich mit überraschender Liebenswürdigkeit eine Bitte an's Herz zu legen.

„Ich empfange nur wenig Briefe," sagte sie mit einem Blick der Genugthuung in das sichtlich geschmeichelte Antlitz der Nachbarin. „Darf ich Sie, liebes Fräulein, ersuchen, dieselben während unserer Abwesenheit in Verwahrung zu nehmen? Ich schicke nämlich das Dienstmädchen für sechs bis acht Wochen nach Hause. Das ist mir sicherer, als wenn ich mir sagen muss: Deine Wohnung wird vielleicht, ohne dass du es ahnst, eine Filiale der Grenadiercaserne . . ."

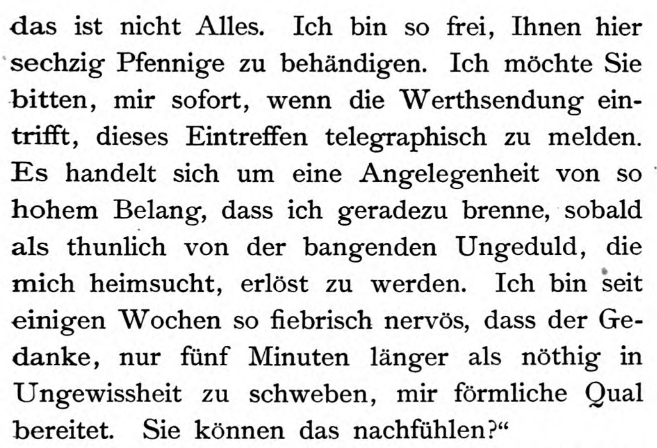
Das Fräulein erröthete. Ein protestirendes ‚Oh!' schwebte ihr auf den Lippen. Sie unterdrückte es, da sie der Hofräthin nicht widersprechen wollte, und sagte nur:

„Mit dem grössten Vergnügen . . ."

„Danke," versetzte Adelaide wohlwollend. „Nun noch Eins, liebes Fräulein. Es wäre wohl denkbar, dass . . . dass eine Werthsendung für mich einträfe. Diese Werthsendung möchte ich nachgesandt haben. Würden Sie wohl so freundlich sein, dem Briefträger alsdann sofort meine Adresse zu übermitteln? Ich schreibe sie Ihnen hier auf: Sassburg, Hôtel Karl. Wir haben die Zimmer bereits bestellt."

„Gewiss, gewiss," stammelte Fräulein Kessler, die Karte mit der Bleistiftnotiz der Hofräthin ehrfurchtsvoll in Empfang nehmend.

„Sie sind die Liebenswürdigkeit selbst. Aber



das ist nicht Alles. Ich bin so frei, Ihnen hier sechzig Pfennige zu behändigen. Ich möchte Sie bitten, mir sofort, wenn die Werthsendung eintrifft, dieses Eintreffen telegraphisch zu melden. Es handelt sich um eine Angelegenheit von so hohem Belang, dass ich geradezu brenne, sobald als thunlich von der bangenden Ungeduld, die mich heimsucht, erlöst zu werden. Ich bin seit einigen Wochen so fiebrisch nervös, dass der Gedanke, nur fünf Minuten länger als nöthig in Ungewissheit zu schweben, mir förmliche Qual bereitet. Sie können das nachfühlen?“

„Vollkommen, gnädige Frau,“ sagte die Lehrerin. „Seien Sie fest überzeugt . . . Zur besonderen Ehre werd’ ich’s mir rechnen, unverzüglich zu telegraphiren. Ich bin ja den ganzen Tag über hier. Und die sechzig Pfennige kann ich ja auslegen; wirklich, Frau Hofräthin . . .“

„Nein, nein! Alles muss seine Ordnung haben. Nochmals: ich danke Ihnen, und hoffe, dass Sie mir schon am sechszehnten . . . Ich will sagen, es wäre ja möglich . . . Bleiben Sie recht gesund!“

Etwas verwirrt brach sie ab. Wenn Fräulein Kessler um das Preisausschreiben und seine Bedingungen wusste . . .! Aber das war ja nicht anzunehmen.

Adelaide drückte dem alten Fräulein zärtlich die Hand.

Das war also abgemacht. Hielt das Preisgericht Wort, musste sie in der That am sechzehnten aller Ungewissheit enthoben sein. „Die Ehrenpreise," so hiess es ausdrücklich in einer Notiz am Schlusse des erstes Maiheftes, „werden sofort am Abend des 15. Juni an die preisgekrönten Autoren in Baar versandt. Auch betreffs aller sonstigen Punkte sichern wir eine Schnelligkeit der Erledigung zu, wie sie bei ähnlichen Concurrenzen niemals erlebt worden ist. Dies zur Erwiderung auf zahlreiche an uns gerichtete Anfragen."

Ja, ja, das „Weltall" verstand sein Metier! Es war eine Freude, mit einem so prompten Blatte zu arbeiten — geschweige denn, von seinem ästhetischen Tribunale bekränzt zu werden!

Viertes Kapitel.

Am 4. Juni traf Adelaide in Sassburg ein. Der erste Tag bereits ihres Aufenthalts sollte durch eine unliebsame Entdeckung getrübt werden.

Auf dem Spaziergang, den sie kurz vor dem Abendbrod mit ihrer Tochter nach dem herrlichen Körnbachthal unternahm, begegnete ihnen wie ganz von ungefähr Doctor Leopold Maxwaldt.

„Freut mich unendlich!“ sagte der Todfeind der Literatur und küsste der Hofräthin mit exquisitester Ritterlichkeit die behandschuhte Rechte.

Er hatte die strenge Dichterin höchstens dreimal gesprochen, that aber, als gehöre er zu der ältesten Garde ihrer Bekanntschaft.

„Wenn die Damen erlauben,“ fuhr er mit vollendeter Galanterie fort, „so schliesse ich mich in aller Bescheidenheit an. Sie nehmen ja wohl den Weg über den Rittmeisterbrunnen?“

Adelaide war so über alle Beschreibung verblüfft, dass sie, wie zur Genehmigung, leise ihr Haupt neigte; worauf dann der Doctor kühnlich

neben der Mutter seines vergötterten Mädchens einherschritt und so vorzüglich zu plaudern begann, als habe die Räthin ihm nie einen tadelnden Blick wegen seiner Conversationsversuche im Tafelrunden-Verein zugeworfen.

„Wo logiren die Damen, wenn diese Frage gestattet ist?“

„Im Herzog Karl,“ versetzte Helene.

„Das trifft sich ja herrlich! Da logire ich auch. Just vor zwei Tagen bin ich hier angekommen. Ein entzückender Aufenthalt, dieses Hôtel. So mitten im Tannengehölz! Und eine Luft, eine Luft ... Ich sage Ihnen, mein gnädiges Fräulein, Sie werden Wunder erleben.“

„Wir sind ja Mamas wegen hier.“

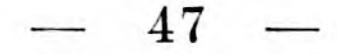
„Nicht möglich! Gnädige Frau sehen so blühend aus, so elastisch! Gewiss nur eine flüchtige Modekrankheit, ein Hauch von Migräne ...?“

„Hochgradige Neurasthenie,“ bemerkte die Hofräthin streng.

„Wirklich? Das klingt ja ausserordentlich volltönig. Vielleicht eine gewisse Erregtheit, wie sie bei geistig schaffenden Damen nicht selten ist: aber Neurasthenie! ... Wer hat Sie denn hergeschickt?“

„Mein Hausarzt, der Sanitätsrath Köllner,“ versetzte die Dame noch strenger.

„Was versteht denn der Köllner von Neu-



rasthenie! Da hätten sich gnädige Frau an meinen berühmten Chef wenden müssen! Geheimrath Schebelsky würde Ihnen gesagt haben, was ich, sein unbedeutender Schüler, jetzt bloss auf den Eindruck Ihrer Erscheinung hin frei zu behaupten wage: dass Sie nur übermässig durch irgend einen Gedanken präoccupirt sind, und dass Ihre Nervosität weichen wird, sobald Sie mit diesem Gedanken *tabula rasa* gemacht haben.“

Die Hofräthin sah ihm erstaunt in's Gesicht. „Hm!“ sagte sie bei sich selbst, „dieser Mensch, der in ästhetischen Dingen total mit Blindheit geschlagen ist, scheint als ärztlicher Diagnostiker ein vollendeter Meister!“

Sie fühlte ja selbst: wenn der fünfzehnte glücklich vorbei wäre, und sie hätt' es hier schwarz auf weiss: Das Collegium hat Ihre farbenreiche Novelle „Fata Morgana“ einstimmig des ersten Preises für würdig befunden — sie fühlte es, dass ihre Nervosität dann im Wesentlichen gehoben sein, dass ein neues Leben für sie beginnen würde, seelisch, ethisch und leiblich . . .

Der Scharfblick Maxwaldt's hatte in der That etwas Frappirendes. Dass Helene, die ja Alles durchschaut hatte, ihm hier und da einen schätzbaren Wink hatte zukommen lassen — davon hatte Corinna-Adelaide natürlich durchaus keine Ahnung. Sie begann in Maxwaldt den bedeu-

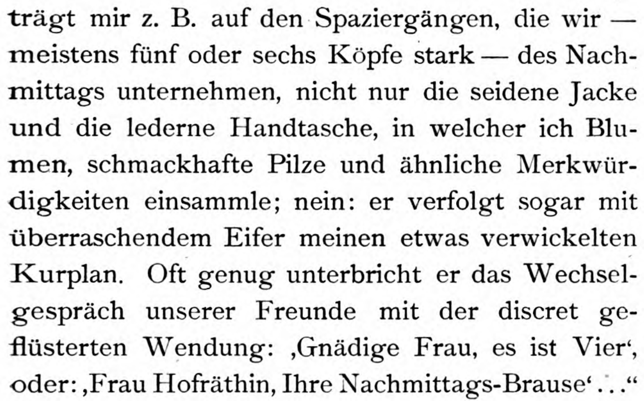
tenden Arzt zu bewundern, der ihr das ernste Geheimniss der Fata-Morgana-Novelle fast aus der Seele grub . . .

Trotzdem lag in der Art und Weise des jungen Mannes ein Zug von burschikoser Selbstüberhebung, der sie im tiefsten Innern empörte, und fester als je gelobte sie sich, den Werbeversuchen Doctor Maxwaldt's um ihre Helene das schroffste und unerbittlichste Nein entgegen zu setzen.

In diesem Sinne sprach sie sich einige Tage darnach brieflich gegen Professor Aloys Schmidthenner aus, der bei der Kunde von der Anwesenheit Doctor Maxwaldt's in Sassburg eine dumpfe Beklemmung empfand und die Rhapsodin der noch unvollendeten „Deianeira" daran gemahnte, wie wenig Herr Maxwaldt in literarischer und ästhetischer Hinsicht auf der Höhe seines Jahrhunderts stehe.

Der Brief Adelaidens gab das bereitwillig zu, betonte das schon oben erwähnte Ungebührliche und Studentenhafte, das in gewissen Momenten ihn kennzeichne, und fuhr dann fort:

„Hiervon abgesehen, bin ich genöthigt, eine gewisse Artigkeit und Aufmerksamkeit, deren sich Doctor Maxwaldt befleissigt, rühmend anzuerkennen. Früher war er in dieser Beziehung entschieden schnöder und rücksichtsloser. Er



trägt mir z. B. auf den Spaziergängen, die wir — meistens fünf oder sechs Köpfe stark — des Nachmittags unternehmen, nicht nur die seidene Jacke und die lederne Handtasche, in welcher ich Blumen, schmackhafte Pilze und ähnliche Merkwürdigkeiten einsammle; nein: er verfolgt sogar mit überraschendem Eifer meinen etwas verwickelten Kurplan. Oft genug unterbricht er das Wechselgespräch unserer Freunde mit der discret geflüsterten Wendung: ‚Gnädige Frau, es ist Vier', oder: ‚Frau Hofräthin, Ihre Nachmittags-Brause' . . ."

Professor Schmidthenner las diese Schilderung mit dem peinlichsten Unbehagen. Er stellte sich lebhaft vor, wie eifrig der rücksichtslose Herr Maxwaldt die Nachmittags-Brause benutzen würde, um bei der süssen, blonden Helene seine verwerfliche Maulwurfsarbeit unbeobachtet fortzusetzen. Aber es half Nichts. Aloys musste gute Miene zum bösen Spiel machen, da ihn die Vorlesungen bis gegen Mitte Juli noch in der Hauptstadt festhielten.

Dann aber! —

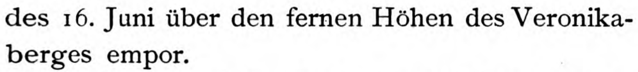
Oh, es ahnte ihm, dass die freiere Art der Bewegung auf dem neutralen Gebiete von Sassburg die bisher nur langsam entwickelte Angelegenheit seines Herzens stürmisch fördern und zum gedeihlichen Abschluss bringen, dass sie ihm endlich zum Siege verhelfen würde über den öden

‚Mann des Secirmessers‘ — wie sich die Hofräthin früher, als sie noch klarer in ihren Wendungen war und energischer in ihren Antipathien, so meisterhaft ausdrückte.

Die Kur-Erfolge der Frau von Weissenfels waren gleich Null. Der Gedanke an ihre Novelle verliess sie selbst nicht unter dem Sprudelregen der Brause, geschweige denn auf den Gängen und Wanderungen durch die stille Einsamkeit der Natur. Bei Nacht sass sie oft stundenlang aufrecht in ihren Kissen, den friedlichen Schlaf ihrer blonden Helene beneidend, deren Antlitz im Schimmer der nächtlichen Kerze heimlich zu lächeln schien. O du glückliche, o du vertrauensselige Jugend, die da Nichts weiss von den Kämpfen um den Kranz der Unsterblichkeit!

Die krankhafte Aufregung Adelaidens erreichte den Höhegrad in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni. Sie hat späterhin selbst eingeräumt, während der kurzen Zeitspanne von halb elf Uhr Abends bis drei Uhr Morgens anderthalb Schachteln Utan-svafvel-och-fosfor-Hölzer verbraucht zu haben: so häufig machte sie Licht, um ihre Visionen zu scheuchen, und gleich darnach die brennende Kerze, als hierzu unfähig, wieder auszublasen.

In glühender Frührothschöne stieg der Morgen



des 16. Juni über den fernen Höhen des Veronikaberges empor.

Schon um halb fünf — zwei Stunden vor Beginn ihrer Kur — stahl sich Adelaide hinaus in das thaufrische Tannengehölz und schlug wildklopfenden Herzens den Pfad nach dem Rittmeisterbrunnen ein.

Sie wollte sich sammeln; sie wollte die nöthige Haltung gewinnen für den Tag, der ja entscheidend war, mochte die Wage des literarischen Fatums nun links emporschnellen oder rechts.

Adelaide versäumte diesmal die Morgen-Brause. Hocherglühenden Angesichtes erschien sie kurz vor sieben beim Kaffee. Fräulein Helene war just in reizendster Morgentoilette von ihrem Lieblingsspaziergange, dem Weg nach der Fanny-Quelle, nach Hause gekehrt, ein Sträusschen am Busen, das ihr ein ungewöhnlich festliches Ansehn verlieh. Oder hatte nur Frau von Weissenfels diese Empfindung, — sie, die heute ja Alles wie unter dem Scheine ambrosischer Lichter gewahrte?

Sie frühstückte hastig, aber mit langen Pausen. Kein Bissen schien ihr zu munden; dennoch beendete sie gegen halb acht Uhr schon ihr viertes Hörnchen.

Nun trat sie an's Fenster.

Da unten zwischen den Obstbäumen wurde

ein uniformirter Mensch sichtbar: der alte, breitlächelnde Briefträger, der hier gleichzeitig als Telegraphenbote in Pflicht stand

Adelaide erbleichte, um gleich darauf mit der Schämigkeit eines Backfischchens roth zu werden.

„Was hast Du, Mama?“ fragte Helene freundlich.

Adelaide winkte ihr mit erzwungener Gleichmüthigkeit ab und beruhigte sich nach und nach wirklich. Es war ja Thorheit, schon um halb acht ein Telegramm zu erwarten! Fräulein Kessler stand erst um acht Uhr auf. Bis die sich anzog und nach dem Amte lief, konnte es neun werden!

Adelaide fühlte sich etwas beschämt. Sie butterte in tiefster Zerstreutheit ihr fünftes Hörnchen und liess sich von ihrer Tochter nochmals die Tasse füllen.

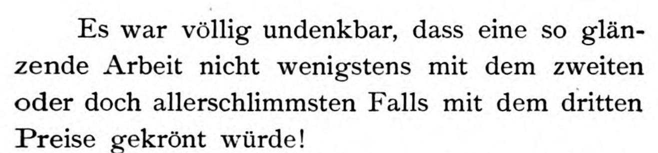
Auch die zweite Nummer der Kur, die Einwickelung mit darauf folgender Abreibung, wurde versäumt.

Je höher die Sonne stieg, um so chaotischer wogte es in dem Busen der Dichterin.

Es schlug zehn, halb elf, elf!

Adelaide hatte sich schon zum dritten Male den Inhalt ihrer Novelle Scene für Scene vergegenwärtigt.

Die Depesche *musste* ja eintreffen!



Es war völlig undenkbar, dass eine so glänzende Arbeit nicht wenigstens mit dem zweiten oder doch allerschlimmsten Falls mit dem dritten Preise gekrönt würde!

Dennoch, der elende Briefknecht mit dem dienstwidrig breiten Gesicht kam nicht und kam nicht.

Hatte am Ende die Kessler, das bornirte, tückische Frauenzimmer, die ihr grossmüthig anvertrauten sechzig Pfennige dreist unterschlagen, sie in Bisquittorte oder in Mohrenköpfen verschwelgt, um sich nachher mit einer Zehnpfennigmarke vor Gott und ihrem Gewissen zu rechtfertigen?

Ja, so musste es sein. Während hier Adelaide vor Aufregung schier verging, setzte sich jene Verworfene heut' Nachmittag ganz gemüthlich an ihren Schreibtisch und übermittelte brieflich, was sie doch auf den Flügeln des elektrischen Funkens hätte vermelden sollen! O, diese Schlichten, Bescheidnen! Das waren die echten, geborenen Verräther! Wie hatte sie nur sekundenlang glauben können, ein so untergeordnetes Idividuum werde die delikate Mission mit gebührender Pünktlichkeit durchführen!

Von dem Dachfirst des ‚Herzog Karl' tönte die Mittagsglocke.

Noch immer kein Telegramm!

Adelaide war thatsächlich unfähig, auch das

Geringste über die Lippen zu bringen, wobei die fünf Hörnchen, die sie in ihrem Kummer hinabgefrühstückt, wohl auch ihren Antheil hatten. Sie schützte Migräne vor und zog sich im Schritt einer tragisch niedergeschmetterten Heroine langsam in ihr Zimmer zurück. Ihrer Tochter, die sich gleichfalls erheben wollte, winkte sie ab.

„Lass nur!" sagte sie bebend vor heimlicher Alteration. „Ich bedarf nur der Ruhe."

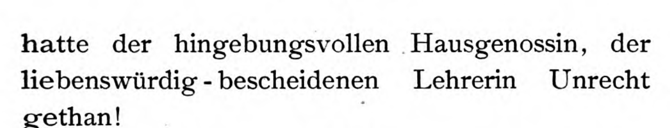
Helene setzte sich wieder. Doctor Maxwaldt wusste das junge Mädchen über den Zustand ihrer Mama rasch zu trösten. Er entwickelte überhaupt eine Liebenswürdigkeit, eine Frische, die den gesammten Kreis, dessen Mittelpunkt er hier bildete, zur Bewunderung hinriss, und den Professor Aloys Schmidthenner unbedingt zur Verzweiflung gebracht hätte.

Da — man war just beim Dessert — trat die Hofräthin wieder ein.

Sie trug den Kopf sieghaft im Nacken wie weiland die grosse Regentin, als die begeisterten Ungarn riefen: *„Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!"*

In der Linken hielt sie ein Telegramm.

Wohl drei Dutzend Mal hatte sie die wenigen Zeilen gierigen Blicks überlesen. Kein Zweifel mehr: das Fatum war diesmal gerecht gewesen! Da stand es in unzweideutigen Lettern. Adelaide



hatte der hingebungsvollen Hausgenossin, der liebenswürdig-bescheidenen Lehrerin Unrecht gethan!

Das Telegramm lautete:

„Hofräthin Weissenfels, Hôtel Herzog Karl, Sassburg. Weltall Werthsendung neunhundert Mark eingetroffen. Marie Kessler."

Schon das Erscheinen der imposanten Gestalt in der fürstlich-historischen Attitüde hatte Aufsehen erregt.

Niemand wunderte sich daher, als die Räthin nach ihrem Platze schritt, das Messer wider das halb noch gefüllte Glas schlug und mit bebender Stimme folgende Ansprache hielt:

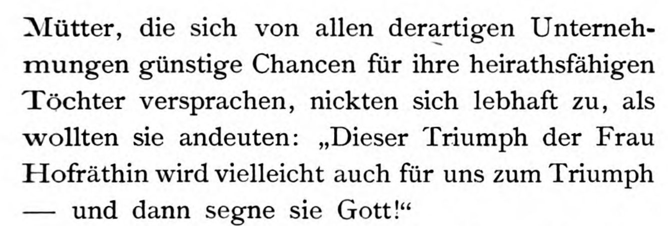
„Hochgeehrte und liebwerthe Versammlung! Ich wende mich an Sie Alle, nicht nur an den engeren Kreis schätzbarer Freunde, die sich während der kurzen Zeit meines Verweilens auf diesem gesegneten Fleckchen Erde mit besonderer Sympathie an mich angeschlossen! Meine Damen und Herren! Es ist mir unter dem heutigen Tag eine seltene, ich darf wohl behaupten: phänomenale Auszeichnung widerfahren. Das Preisrichteramt der weithin berühmten Zeitschrift ‚Das Weltall' — ich fordere Sie in Parenthese zum Abonnement auf — hat mich unter zahllosen Concurrenten für die beste Kurzgeschichte (*short-story*) mit dem ersten Preise gekrönt."

Ein staunendes Ah! ging durch den Speisesaal.

Adelaide gönnte dieser ‚spontanen Kundgebung‘ einige Augenblicke zur vollen Entladung. Dann fuhr sie mit immer steigendem Enthusiasmus fort:

„Meine Damen und Herren! Ein solches Ereigniss gehört zu den Gipfelpunkten im Leben einer modernen Schriftstellerin, zu den Abschnitten, von denen man eine neue Entwicklungsperiode datirt. Sie gestatten daher, und deuten es mir, wie ich hoffe, nicht etwa als Aufdringlichkeit, wenn ich hiermit die ganze Gesellschaft des ‚Herzog Karl‘ für heute Abend zu einem fröhlichen Waldfest einlade. Ich werde Sorge tragen, dass die Arrangements den Forderungen des aussergewöhnlichen Anlasses wie denen meiner liebenswürdigen Gäste einigermassen entsprechen.“

Die Wirkung dieses nur so hingeschleuderten Ausgangs war geradezu überraschend. Ein Waldfest — Lampions, Musik, vielleicht gar ein lustiger Tanz auf der nahegelegenen Wolfsplatte — das dünkte der Jugend, die hier in grosser Anzahl vertreten war, ausserordentlich reizvoll. Das Murmeln des Beifalls verwandelte sich alsbald in ein stürmisches Bravo. Einige tonangebende Herren schritten auf die Schriftstellerin zu und beglückwünschten sie. Die jungen Mädchen klatschten seelenvergnügt in die Hände. Einige



Mütter, die sich von allen derartigen Unternehmungen günstige Chancen für ihre heirathsfähigen Töchter versprachen, nickten sich lebhaft zu, als wollten sie andeuten: „Dieser Triumph der Frau Hofräthin wird vielleicht auch für uns zum Triumph — und dann segne sie Gott!“

Schliesslich erhob Doctor Maxwaldt ‚den vollen Becher‘, wie er sich ausdrückte, schwang ihn mit dionysischer Grazie und forderte die freudig bewegte Gesellschaft auf, die verehrte Frau Hofräthin Adelaide von Weissenfels, die preisgekrönte Poetin des ‚Weltalls‘ — auch er empfehle dringend das Abonnement — hochleben zu lassen, und abermals hoch, und zum dritten Mal hoch . . .!

Adelaide dankte gerührt. Ein Hauch der Brüderlichkeit, der Menschenliebe, der freudigsten Götterlust ging wie verklärend durch das ganze Hôtel.

Sofort — noch ehe die Tischgesellschaft den Saal verliess — bildete sich ein Festcomité, bestehend aus einem Erfurter Fabrikanten, der sich schon früher im ‚Herzog Karl‘ durch erbauliche Leistungen als Vergnügungs-Commissär ausgezeichnet hatte, aus Doctor Maxwaldt und einem preussischen Referendar, Namens Heinicke.

Draussen auf der Terrasse des Gasthofs stellte sich dies Comité officiell der grossherzigen Festgeberin zur Verfügung.

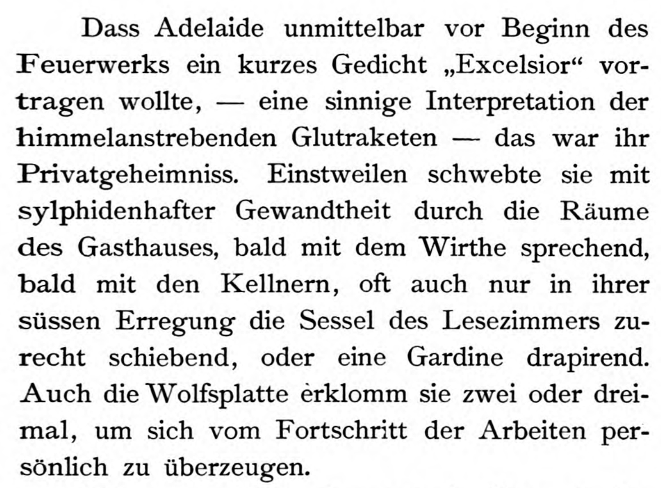
Bei einer Tasse dampfenden Mokkas — Adelaide machte voll unbeschreiblicher Anmuth die Kaffee-Honneurs — beriethen hier die drei Herren mit der glückstrahlenden Siegerin das Programm.

Nach Verlauf einer Stunde war die Sitzung zu Ende. Der Entwurf schien selbst den verwöhnten Heinicke befriedigt zu haben.

Der talentvolle Fabrikant fuhr nach Erfurt hinüber. Gegen halb Sechs traf er mit einer förmlichen Wagenladung von buntfarbigen Glas- und Papierlampen, und einer grossartig bemessenen Quantität von Feuerwerkskörpern ein. Ein Feuerwerk nämlich auf der kahlen Klippe des Oedberges, der — nur wenige hundert Meter vom Gasthof entfernt — einsam aus den Wiesengründen emporragte, sollte das Fest beschliessen.

Der preussische Referendar hatte das Arrangement des Tanzplatzes übernommen. Ein grossartiges Büffet war improvisirt worden. Eiserne Bänke und Stühle aus allen Gegenden des Hôtelgartens schmückten die schöne, durch mehrere Badewärter eigens festgestampfte Rotunde.

Doctor Maxwaldt schliesslich war zu Fusse nach Föhrenau hinübergegangen, um die Musik zu bestellen und in dem dortigen Galanteriewaarengeschäft die entsprechende Auswahl zu treffen für eine lustige, durch allerlei reizvolle Anspielungen zu würzende Tombola.



Dass Adelaide unmittelbar vor Beginn des Feuerwerks ein kurzes Gedicht „Excelsior“ vortragen wollte, — eine sinnige Interpretation der himmelanstrebenden Glutraketen — das war ihr Privatgeheimniss. Einstweilen schwebte sie mit sylphidenhafter Gewandtheit durch die Räume des Gasthauses, bald mit dem Wirthe sprechend, bald mit den Kellnern, oft auch nur in ihrer süssen Erregung die Sessel des Lesezimmers zurecht schiebend, oder eine Gardine drapirend. Auch die Wolfsplatte èrklomm sie zwei oder dreimal, um sich vom Fortschritt der Arbeiten persönlich zu überzeugen.

Helene sass unterdess auf der Veranda des Wohnzimmers. Sie führte, wie so viele junge Mädchen, ein Tagebuch, freilich in schlichter Prosa, nicht, wie ihre Mama, in überschwänglichen Rhythmen.

Während der rastlosen Thätigkeit des Festcomités trug sie das staunenswerthe Begebniss von dem Sieg ihrer Mutter ein, und fügte — im Gegensatze zu früheren, durch Doctor Maxwaldt beeinflussten kurzen Betrachtungen — die Bemerkung hinzu:

„Die liebe, gute Mama! Sie muss dennoch Talent haben!“

Fünftes Kapitel.

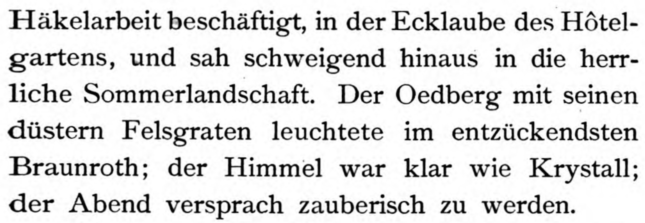
Es schlug sieben.

Das ganze Hôtel befand sich in angenehmer Erregung.

Die Einen freuten sich auf den positiven Genuss, die Anderen — skeptische oder lieblose Charaktere — auf eine ergiebige Ernte für ihre Beobachtungen, auf komische und lächerliche Effekte.

Adelaide verhandelte just mit dem Erfurter Fabrikanten, dessen Feuerwerksapparat alle Erwartungen übertraf, namentlich auch in merkantilischer Hinsicht; denn die Geschichte kostete, laut beigebrachter Factura, 320 Mark. Adelaide bedankte sich mit sauer-süsser Verbindlichkeit, unterdrückte jedoch die Bemerkung, die in ihr aufstieg: daheim in der Residenz sei Derartiges dreimal besser und billiger.

Fräulein Helene hatte ihr Tagebuch längst wieder eingeschlossen. Sie sass jetzt, mit einer



Häkelarbeit beschäftigt, in der Ecklaube des Hôtelgartens, und sah schweigend hinaus in die herrliche Sommerlandschaft. Der Oedberg mit seinen düstern Felsgraten leuchtete im entzückendsten Braunroth; der Himmel war klar wie Krystall; der Abend versprach zauberisch zu werden.

Sie gönnte das ihrer Mama so recht von Herzen; sie hätte es ihr gegönnt auch ohne die echte kindliche Liebe, die sie für sie empfand.

War Helene selber doch so über die Massen glücklich! Dieser Tag mit seiner wichtigen Comité-Sitzung bedeutete offenbar eine Annäherung zwischen Mama und Leopold Maxwaldt. Die Fusswanderung über den Schwalbenstein nach Föhrenau und die fein arrangirte Tombola mussten, wenn es demnächst zur ernsten Erörterung kam, gar schwer in die Wagschale fallen. Freilich, ein literarisch-poetischer Träumer wie Aloys Schmidthenner war der prächtige Maxwaldt trotz alledem nicht geworden. So sehr auch Helene im Interesse ihrer seligsten Hoffnung gewünscht hätte, dass Leopold ihrer Mama etwas wärmer entgegengekommen wäre, so stolz war sie wieder auf die männliche Selbständigkeit seines Auftretens, die so vortheilhaft abstach gegen die schmeichlerisch kriechende Devotion des Literaturprofessors.

Wie sich ihre Gedanken so mit dem Gegen-

stand ihrer Sehnsucht eifrig beschäftigten, knirschte es in ihrer unmittelbarsten Nähe von Schritten.

Es war Maxwaldt in eigner Person.

„Gott sei Dank, dass ich Dich treffe!" sagte er mit gedämpfter Stimme. „Ich bin in der scheusslichsten Aufregung. Deine Mama — ein unbegreifliches Missverständniss — da, lies!"

Er überreichte ihr eine Zuschrift von dem Verleger des ‚Weltalls'. Fräulein Helene überflog sie mit bebender Hast.

„Aber das ist ja unmöglich!" stammelte sie verwirrt.

„Fast scheint es so," versetzte der Arzt. „Wir stehn hier vor einem unerklärlichen Räthsel. Was sollen wir thun?"

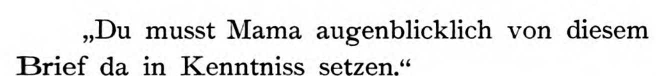
Helene sann einen Augenblick nach.

„Wann hast Du die Sendung empfangen?" frug sie nach einer Weile.

„Vor zehn Minuten."

„Unbegreiflich! Aber wie schlecht von Dir, Leopold, mir so gar Nichts zu sagen! Ich hatte ja keine Ahnung, dass auch Du . . . Nein, es ist schändlich!"

„Thorheit! Was sollt' ich von der dummen Geschichte viel Aufhebens machen? Uebrigens, wenn Du mich schelten willst, so hat das ja Zeit. Vorläufig frägt es sich, was geschehen soll."



„Du musst Mama augenblicklich von diesem Brief da in Kenntniss setzen.“

„Meinst Du? Aber wer weiss, nach welcher Seite die Wahrheit liegt? Preisrichter-Collegia sind aus Gelehrten zusammengesetzt, und solche Gelehrte sind oft masslos zerstreut. Jedenfalls haben die Kerle doch Confusion gemacht.“

„Du hast Recht,“ nickte Helene. „Wir müssen ruhig abwarten.“

„Nicht wahr? Also vorläufig: unverbrüchliches Schweigen!“

„Nein, wie mich das aufregt! Weisst Du, fast wünschte ich, Deine Epistel da wäre der Irrthum. Was kann Dir an der ganzen Geschichte denn liegen? Mama jedoch — oh, sie würde das nicht überleben! Ob wir nicht doch gescheidter das Jubelfest für heute Abend noch abbestellten?“

„Das wäre jetzt viel zu spät. Auch hätten wir logischer Weise kein Recht dazu. Das Telegramm Eurer Hausgenossin ist eben so unzweideutig wie dieser Brief. Oder hältst Du die Kessler für fähig, sich einen ungebührlichen Scherz zu erlauben?“

„Kein Gedanke! Sie ist die Ehrlichkeit selbst. Dabei so schüchtern, so demuthsvoll! Nein, für die stehe ich gut.“

„Ueberlassen wir's also der Zeit!“ sagte der

junge Arzt. „Ich werde heut' Abend so harmlos erscheinen wie möglich. Sei auch Du frisch und vergnügt! Hörst Du, mein Liebling? . . . Himmel und Hölle! Da fällt mir ein . . ."

„Was denn?" forschte Helene.

„Nichts, nichts! Ich mag keine Pläne schmieden, ehe ich in dieser Sache nicht klar sehe. Wenn es sich aber herausstellen sollte...! Himmel und Hölle, dann hätt' ich noch einen Streich auf Lager, der ebenso nützlich als amüsant wäre!"

„Ach, verrathe mir's doch!"

„Nein, nein! Ihr Mädels braucht nicht Alles zu wissen. Eh' man den Vogel im Netz hat, soll man nicht schwatzen."

Er umschlang sie und küsste sie zärtlich auf ihren Mund. Hiernach begab man sich in den Speisesaal, um zu Nacht zu essen.

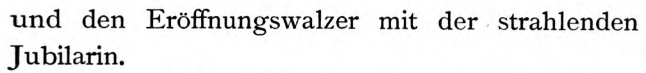
Das Jubelfest Adelaidens nahm einen wundervollen Verlauf.

Die Gesellschaft amüsirte sich köstlich; auch die sarkastisch veranlagten Elemente wurden allmählich mit fortgerissen.

Die Wolfsplatte glich in ihrer märchenhaften Illumination einem Elfentanzplatz.

Die Musik — auf einer benachbarten Erderhöhung hinter Fichten versteckt — hatte noch nie so schmelzend, so leidenschaftlich gespielt.

Der Fabrikant aus Erfurt tanzte die Polonaise



und den Eröffnungswalzer mit der strahlenden Jubilarin.

Doctor Maxwaldt und der preussische Referendar Heinicke führten, als Zigeuner verkleidet, einen Fandango auf, der stürmischen Beifall entfesselte.

Die Tombola weckte die rosigste Heiterkeit.

Das Büffet lieferte köstliche Delikatessen.

Kurz vor elf zog man in geschlossner Colonne nach der Gasthofsterrasse, die den prächtigsten Ausblick über den Oedberg gewährte.

Das Gedicht ‚Excelsior' zeichnete sich durch überraschende Kürze, die Bahnen der gen Himmel zischenden Glut-Raketen durch überraschende Länge aus.

Die vier oder fünf Badewärter, die mit der Abbrennung der mannigfaltigen Feuerwerkskörper betraut waren, entledigten sich ihrer Aufgabe mit einer Vollendung, die durch unausgesetzte ‚Ah's' und ‚Oh's' belohnt wurde.

Zwischen der dritten und vierten Feuergarbe, die in majestätischer Herrlichkeit zum nächtlichen Firmament lohten, kamen zwei liebeglühende Herzen sich näher: ein junger Techniker aus Potschappel bei Dresden verlobte sich stehenden Fusses mit der Tochter einer verwittweten sächsischen Generalin, was noch desselbigen Abends — erst im engsten und dann auch im weiteren

Kreise — ruchbar ward und eine Stimmung erzeugte, die Allem die Krone aufsetzte.

Kurz, der Triumph Adelaidens war vollständig. Dass er auch kostspielig war, daran dachte sie nur vorübergehend. Die Herzensfreude wuchs ihr über den Kopf, wie die Zauberhecken dem Dornröschen, und lullte ihr sonst so starkes Berechnungstalent in den Schlaf. Ihr Conto bezifferte sich allerdings auf nahezu 600 Mark: aber was lag daran, da sie das Hochgefühl ihres Sieges so gleichsam in viele Dutzende Mitfühlender eingepflanzt hatte?

„Ja, was liegt daran?“ hauchte sie, als sie lange nach Mitternacht ihr lorbeergeschmücktes Haupt in die Kissen drückte. „In grossen Momenten muss der Mensch sich als gross erweisen: sonst verdient er es nicht, dass ihn die Götter vor all' den unbegnadeten Geistern bevorzugen. Sechshundert Mark —: da bleibenn noch immer dreihundert. Diese dreihundert sollen den Grundstock bilden zu einem Vermögen, das ich nur mir und meiner hochstrebenden Muse verdanke, nicht irdischen Zufällen, nicht meinen Vorfahren, nicht meinem Ehegemahl! Was er wohl sagen würde, wenn er mich jetzt hier sähe als die Heldin des Tages, als *a selfmade woman*, als die gekrönte Poetin des ‚Weltalls‘! Ja, ja, der Spruch enthält eine tiefe Wahrheit: ‚Es wächst der Mensch



mit seinen höheren Zwecken!' Nun, ich will ihm nicht grollen, dem ehrlichen Ottfried. Er hat's gut gemeint. Er wusste ja nicht, dass ihm die Götter am Herde sassen. Fata Morgana — Ottfried — Werthsendung . . . Meine Damen und Herren . . ."

Ihre Gedanken verwirrten sich. Ein glückseliges Lächeln auf den halbgeöffneten Lippen, mädchenhaft trotz ihrer vierzig Jahre — — so schlief sie ein.

Sechstes Kapitel.

Am folgenden Morgen, als die überglückliche Adelaide noch im Frisirmantel vor dem Spiegel sass, — die Stutzuhr aus Cuivre-poli wies eben halb neun — pochte es kräftig in kurz springendem Anapäst wider die Thüre des Wohnraumes, und öffnete, ohne das übliche ‚Herein!' zu erwarten.

„Der Briefträger!" sagte Helene.

„Der Briefträger!" wiederholte vor Lust erröthend die Verfasserin der ‚Fata Morgana'.

Der Postmann grüsste.

„Ein Werthpacket, neunhundert Mark," lächelte er aus der breiten Fülle seiner verschwommenen Backen heraus.

Mit bebender Hand unterzeichnete Adelaide die Quittung. Hastig — und doch mit der Würde einer Selbstherrscherin, die Königreiche verschenkt, reichte sie dem schmunzelnden Ueberbringer ein nagelneues Fünfmarkstück. Grosse Momente



müssen uns gross finden, das war ja seit gestern ihr Grundsatz.

Hierauf erbrach sie das umfangreiche Couvert, warf einen starren, entgeisterten Blick auf den Inhalt, und sank, bis in den Grund ihres Wesens vernichtet, auf einen Stuhl.

Das Packet war allerdings mit der Werthangabe ‚neunhundert Mark‘ versehen, enthielt jedoch nur das Manuscript der ‚Fata Morgana‘, nebst einer lithographirten Zuschrift des ‚Weltall‘-Verlegers, die in verbindlichen Ausdrücken das Bedauern der Herren Preisrichter aussprach, nicht allein von der Krönung, sondern auch von der eventuell in Aussicht genommenen Erwerbung der gütigst überschickten Novelle Umgang nehmen zu müssen.

Adelaide hatte im Sturmgetöse ihrer masslosen Aufgeregtheit vergessen, dass sie selber ihr Manuscript mit der Bezeichnung ‚Werth: Neunhundert Mark‘ an das ‚Weltall‘ eingesandt hatte; daher der Verleger, als peinlich correcter Geschäftsmann, bei der Zurücksendung die nämliche Summe declariren zu sollen für angezeigt hielt. Vielleicht auch wirkte die ritterliche Empfindung mit, dass er durch Beibehaltung dieser beträchtlichen Ziffer die Wermuthspille der Ablehnung auf liebenswürdige Weise vezuckere.

Eine Zeit lang sass Adelaide bleich, leblos,

wie vom Donner gerührt. Dann plötzlich brach sie in Thränen aus.

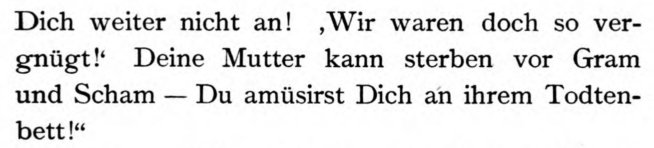
„Diese Kessler! Dies Urbild der Stupidität!“ stöhnte sie, ihr Antlitz tief in den Frisirmantel pressend. „Sie soll mir's büssen, die abgeschmackte Person! Ich ruhe nicht eh'r, bis der Hauswirth ihr kündigt. Entweder sie oder ich! Mit ihr unter dem nämlichen Dache, — das ist fürder unmöglich!“

Sie sprang empor und warf einen verzweifelten Blick auf die fluchbeladene ‚Weltall‘-Sendung, die harmlos, wie ein neugeborenes Kind, auf der Tischdecke lag.

„Freilich,“ knirschte sie heiser in sich hinein, „dem Briefe da war's ja von aussen nicht anzusehen! So wenig voluminös! Dafür ist's eine ‚Kurzgeschichte‘! Jawohl, eine Kurzgeschichte, die mich trotz aller Kürze ein langes Leben hindurch an den Pranger stellt! Dies Fest, dieses Feuerwerk, diese Toaste — o, es ist eine Schmach! Von den ruchlos vergeudeten sechshundert Mark ganz zu geschweigen!“

„Aber Mama,“ sagte Helene, „wir waren doch so vergnügt!“

„So? Vergnügt wart ihr! Eine herrliche Logik, das muss ich bekennen! Siehst Du nicht ein, Du Thörin, dass ich mit dieser Affaire bis in die Fingerspitzen blamirt bin? Aber das ficht



Dich weiter nicht an! ‚Wir waren doch so vergnügt!‘ Deine Mutter kann sterben vor Gram und Scham — Du amüsirst Dich an ihrem Todtenbett!“

„Beste, liebste Mama, wie kannst Du so reden! Ich meinte ja nur . . .“

„Du hast hier gar nichts zu meinen! Die Sache ist klar, wie das Sonnenlicht! Wenn es herauskommt — und es muss ja herauskommen, denn schon im ersten Juliheft werden die wirklich Preisgekrönten genannt — — siehst Du, Helene, dann bin ich gesellschaftlich wie literarisch unmöglich! Es ist zum Wahnsinnigwerden! Flink, packe die Koffer! Heute noch reisen wir ab! Binnen acht Tagen hab' ich zu Haus meine Angelegenheiten geordnet. Ich kehre der Hauptstadt für immer den Rücken. Nach Cottbus werde ich ziehen, oder nach Graudenz. In der ödesten Einsamkeit will ich dort meine Schande vergraben, bis der Tod mich erlöst!“

Sie weinte zum Herzbrechen.

Da klopfte es abermals an die Thüre.

„Es kann Niemand herein!“ ächzte sie tonlos.

Gleichwohl stand schon im nächsten Moment Doctor Leopold Maxwaldt in respektvoller Haltung ihr gegenüber.

„Gnädige Frau,“ begann er mit vollendeter Ruhe, ohne sich durch den Anblick ihres zer-

knüllten Frisirmantels und der halb noch gelösten Haare stören zu lassen, „ich bin seit gestern Ihr Zimmernachbar.“

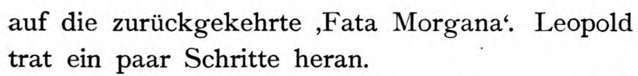
„Was soll das heissen?“ stammelte Adelaide verwirrt.

„Es soll motiviren, dass ich so unvermuthet hier eintrete. Die Wände sind ganz ausserordentlich dünn. Ein Hauptmangel im Herzog Karl! Ich hörte Sie wehklagen, constatirte die ersten Symptome eines bedrohlichen Weinkrampfes und bin nun so frei, Ihnen meine ärztlichen Dienste zu offeriren.“

Adelaide hatte ihren Frisirmantel und die halb nur vollendete Haartracht eben so völlig vergessen, wie Doctor Maxwaldt. Was sie bei seinem Erscheinen durchwühlte, war die Erinnerung an gestern, war der entsetzliche Umstand, dass Leopold Mitglied des Festcomité's zur Feier ihrer vermeintlichen Krönung gewesen. Das brachte ihr die verzweifelte Lage, in die der Neid einer boshaften Weltordnung sie versetzt hatte, ziemlich klar zum Bewusstsein. Der junge Arzt verkörperte ihr all' die Beschämungen, die ihr bevorstanden, all' die unsäglichen Kümmernisse ihrer gescheiterten Hoffnungen.

Sie schluchzte von Neuem und legte sich, eine klagende Niobe, abgewandt in die Sopha-Ecke.

Helene wies mit dem rosigen Zeigefinger



auf die zurückgekehrte ‚Fata Morgana‘. Leopold trat ein paar Schritte heran.

„Es ist, wie ich dachte," raunte er seiner Geliebten zu. „Es *konnte nicht* anders sein, — und wenn sie nicht Deine Mama wäre, hätte ich Lust, mir vor Vergnügen den Bauch zu halten."

„Leopold!" flüsterte Fräulein Helene vorwurfsvoll.

Er küsste sie lautlos auf die schmollenden Lippen.

Dann, mit gewaltiger Stimme:

„Gnädige Frau!"

Adelaide zuckte zusammen. Lebensmüde hob sie das thränenbeströmte Antlitz.

„Gnädige Frau, ich weiss Alles. Sie haben den Bären verkauft, eh' Sie ihn dingfest gemacht. Dergleichen kommt vor, — aber die Sache ist äusserst unangenehm."

„Wie meinen Sie das?" stammelte Adelaide.

„Nun, mich dünkt, das ist klar. Nicht alle Menschen sind Ihre Freunde, wie . . . ich zum Beispiel. Es giebt boshafte Charaktere. Die werden sagen: ‚Na, so was!‘ Sie selbst, gnädige Frau, können nicht leugnen: die Geschichte ist komisch, eminent komisch! Dieses pomphafte Arrangement, diese voreilig geschlachtete Hekatombe — und dann, als Auflösung: Nichts, ab-

solut Nichts! *Parturiunt montess* . . . Ich weiss nicht, ob Sie Latein verstehen?“

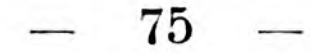
„Ich verstehe nur Eins: dass Sie mein Missgeschick noch verhöhnen wollen. Das, Herr Doctor, ist eines Ehrenmannes nicht würdig; das ist . . . das ist . . .“

„Nur die Einleitung zu dem, was ich sagen will. Ich musste Ihnen die peinliche Situation recht wahrheitsgetreu in’s Gedächtniss rufen, eh’ ich versuchen konnte, mit einem Vorschlag zu nahen . . .“

Halb zweifelnd sah sie ihn an. Er aber zog jenen ‚Weltall‘-Brief aus der Tasche, den er am Abend zuvor seiner holden Helene gezeigt hatte, öffnete ihn, wie der Notar in französischen Trauerspielen das knotenschürzende Testament öffnet, und begann mit einem leichten Hauche von Ironie wie folgt:

„Der Zufall, gnädige Frau, hat seine unleugbaren Impertinenzen. Als eine solche muss ich’s betrachten, dass jener Ehrenpreis für die gelungenste Kurzgeschichte, den Sie, gnädige Frau, sich auf Grund eines Missverständnisses voreilig vindicirt haben, mir, dem Mann des Secirmessers, dem unwürdigen Dilettanten, gestern kurz vor Beginn Ihres Festes in Baar übersandt worden ist.“

Adelaide blickte ihm starr in’s Gesicht — mit dem hülflosen Ausdruck jenes gequälten



Thieres, das der Schiller'sche Berggeist gegen die Pfeile des Alpenjägers beschützt.

„Ja, Frau Hofräthin," wiederholte der junge Arzt, und hielt ihr das Schreiben des ‚Weltall'-Verlegers mit einer energischen Handbewegung unter die Augen, „— es ist so! Unbegreiflich, und dennoch Thatsache! In meinen Musestunden, wenn das Secirmesser ruht, hab' ich gelegentlich novellistische Einfälle. Die bring' ich dann zu Papier, meist nur ganz aphoristisch, wie der Maler so eine Skizze hinwirft. Diesmal hab' ich des Spasses halber mein Thema strenger gefasst — und da ich just von dreihundertvierzig Arbeiten hörte, die bereits eingelaufen, so dachte ich: ‚Nun, auf eine mehr oder weniger wird's ja nicht ankommen; versuchen kannst du's, und schlägt's dir fehl, so wirst du nicht eben enttäuscht sein. Im Gegentheil!' Es scheint nun, dass die Leute vom Fach, die wirklichen Schriftsteller, bei diesem Wettlauf nicht mit gestartet, sondern die Rennbahn den literarischen Sonntagsreitern frei überlassen haben. Item, mein unbedeutender Spass ‚Melisandra' hat überraschender Weise gesiegt und den Preis erhalten, den ich Ihnen, Frau Räthin, so von Herzen gegönnt hätte."

„Unerhört!" ächzte Frau Adelaide. „Also das ist des Pudels Kern! Sie wollen meine entsetzliche Lage zur Folie Ihres Triumphes machen?

Nun, Herr Doctor, ich hatte nie eine sonderlich günstige Meinung von Ihnen: aber dass Sie so wenig Ritterlichkeit besässen . . .“

„Keine Verdächtigungen, gnädige Frau! Es ist wahr, Sie sind schauderhaft compromittirt. Wenn die Geschichte Ihrer vermeintlichen Siegesdepesche in's Publikum dringt — die Wirkung ist unbezahlbar! Diese Voraussicht aber giebt Ihnen noch lange kein Recht, an meinem Charakter zu zweifeln! Frau von Weissenfels! Ich stehe nicht hier, um Sie als Folie etcetera zu verwerthen, sondern um Ihrem geschätzten Kopf aus der Schlinge zu helfen. Niemand, ausser Fräulein Helene und mir, soll jemals erfahren, dass die Werthsendung da, an Stelle des sehnlichst erwarteten Preises, nur Ihr verunglücktes Manuscript enthielt . . .“

„Oh, oh!“ stöhnte Adelaide.

Dann sich würdevoll aufrichtend:

„Zum letzten Male, Herr Doctor: lassen Sie diesen unakademischen Ton! Ich werde mein Schicksal ertragen . . . ich werde . . .“

Sie wandte sich ab. In höchster Nervosität trommelte sie mit den zitternden Fingern auf der Kommode, als könne sie's nicht erwarten, dass Doctor Maxwaldt sich nun endlich zurückziehe.

Der aber schien seiner Sache gewiss zu sein.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort,“ fuhr er jetzt ohne Beimischung irgend welcher pathetisch-



ironischen Färbung fort, „dass ich Alles zu Ihrer vollkommnen Befriedigung ordnen werde.“

Das klang so aufrichtig, so bestimmt, dass sie ihr thränenumflortes Antlitz wieder ihm zuwandte.

„Wäre das möglich?“ fragte sie zaghaft.

„Ja, unter Einer Bedingung!“

„Reden Sie!“

Er schritt nun flott auf sie zu und fasste sie mit vertrauenerweckender Herzlichkeit bei der Hand.

„Die Sache ist einfach genug. Wir setzen uns hier sofort an den Tisch — Sie hüben, ich drüben — und verfassen zu gleicher Zeit Jeder ein wichtiges Document. Das Ihre wird lauten: ‚Die Verlobung meiner einzigen Tochter Helene mit Herrn Doctor Leopold Maxwaldt — bitte mich ausreden zu lassen — mit Herrn Doctor Leopold Maxwaldt zeige ich hiermit ergebenst an. Adelaide von Weissenfels.‘ Sie schicken das an die bewährte lithographische Anstalt von Römmler und Julitz. — Das von mir zu verfassende Document geht an den Verleger des ‚Weltalls‘ und hat folgenden Wortlaut; ‚Verehrtester Herr! Für die mir gütigst als Ehrenpreis übersandten Mark neunhundert sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank. Bei dieser Gelegenheit bitte ich Sie ebenso höflich als dringend, die Novelle unter keiner Bedingung mit meinem wirklichen Namen, sondern unter dem wohlklin-

genden Pseudonym ,Corinna' abzudrucken, sowie überhaupt betreffs meiner Urheberschaft das strengste Geheimniss zu wahren. Da Sie, verehrtester Herr, die Couverts mit den Motto's ja eigenhändig in Ihrer Privatwohnung eröffnet haben, so dass selbst die Preisrichter die Namen der gekrönten Autoren erst aus der Publication im neuen Quartalsheft erfahren werden, so kann die Erfüllung meines ergebenen Wunsches keinerlei Schwierigkeit bieten. Mit besonderer Verehrung etcetera, etcetera.' So werde ich schreiben, meine geschätzte Frau Räthin! Legen Sie Werth darauf, so schicke ich die Epistel sogar telegraphisch; nur muss ich zuvor die Verlobungsanzeige schön mundirt in der Tasche haben."

Adelaide athmete schwer und tief, wie der Edelknecht, als er, emportauchend, wieder das rosige Licht schaute.

„Sie wollten . . .?" hauchte sie bänglich . . . „,Corinna'? Das Pseudonym meiner Strandlieder aus dem Tilsiter Anzeiger? — Das allerdings wäre ein Ausweg von unzweifelhaftem Erfolg! Die Tafelrunde, ja die gesammte literarische Welt der Hauptstadt kennt mich unter dem Namen Corinna. Ach, und den Titel meiner ungekrönten Novelle hab' ich ja glücklicherweise verschwiegen! Herr Doctor Maxwaldt, Sie sind ein edles, opferwilliges Herz! Sie verzichten auf Ihren Ruhm



zu Gunsten einer literarischen Gegnerin, die Sie oft genug unterschätzt hat, die Ihnen jeden Schimmer von Poesie, jede Fähigkeit idealen Empfindens absprach —“

„Gnädige Frau, Sie sehen, ich bin in der That vorwiegend ein Praktiker,“ sagte der Arzt, und legte den Arm bescheidentlich, aber im Stil eines Mannes, der unwiderruflich Besitz ergreift, um die Taille seiner blonden Helene.

„Ja so, Ihre Bedingung!“ seufzte die Hofräthin. „Gütiger Gott, was wird Professor Schmidthenner sagen, mein vortrefflicher Freund, dem ich schon die bestimmteste Zusage gab . . .“

„Es schlägt neun!“ sagte Leopold Maxwaldt. „Soll die Depesche also noch heute Vormittag eintreffen — und Sie werden mir zugeben: je früher, je besser —“

„Schreiben Sie,“ sagte die Hofräthin, „schreiben Sie!“

Noch einmal seufzte sie auf. Dann schob sie mit eifrigen Händen dem Arzt das Papier zurecht, und nahm willenlos an der entgegengesetzten Seite des Tisches Platz.

Helenchen strahlte wie eine Rose.

„Der arme Professor!“ murmelte Adelaide noch einmal wie von Gewissensbissen zerfleischt, während die Feder des jungen Mannes schon sturmgeschwind über das grüngetönte Papier flog.

„Der Professor besitzt ja die Muse. Er wird sich zu trösten wissen!"

„Nun denn also: in Gottes Namen!"

„Das ist nett von Ihnen. Schreiben Sie ja recht deutlich! Maxwaldt mit *dt*! Ja? Und nun prophezeie ich Ihnen, dass diese ganze Geschichte in kürzester Frist jeden Stachel für Sie verlieren wird. Zum Beispiel das gestrige Zauberfest! Wirkt es nicht ganz allerliebst — jetzt, da die Blamage in Wegfall kommt? Weiss Gott, ich gäbe was für das frohe Bewusstsein, so viele Menschen königlich amüsirt zu haben! Das muss himmlisch sein!"

In der That — es war trotz aller Enttäuschung ein angenehmes Gefühl, an die Sache zurück zu denken! Adelaide empfand das zu ihrer fröhlichen Ueberraschung. Zum ersten Male in ihrem Leben spürte sie was von dem Hauch jenes Geistes, der in den Worten weht: Geben ist seliger als Nehmen. Sechshundert Mark hatte die Freude gekostet, — aber sie war das werth, wahrhaftig, sie war das werth . . .

„Zeige ich hiermit ergebenst an," schrieb sie mit fester Hand, und setzte gross und vornehm geschnörkelt ihren Namen hinzu.

Nach zwei oder drei Minuten hatte auch Doctor Maxwaldt die umfangreiche Depesche vollendet.

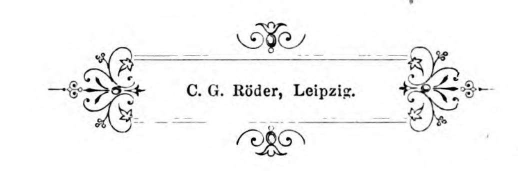


„Und dann,“ sagte er in Verfolgung eines verborgnen Gedankenganges — „sind Sie nicht thatsächlich preisgekrönt? Oder giebt es für eine kluge, liebenswürdige, wenn auch *in litteris* nicht eben erfolgreiche Frau einen schöneren Kranz, als das Glück ihrer Kinder? Einen glorioseren Preis, als einen gehorsamen Schwiegersohn? Erblicken Sie, gnädige Frau, in meiner schlichten Persönlichkeit das Musterbild eines solchen! Ich werde Sie auf den Händen tragen, ich werde Sie hochschätzen, lieben, verehren so lange — Sie's einigermassen verdienen. Jetzt aber: fort nach dem Postbureau! Helene, den ersten Kuss!“

Das Brautpaar umarmte sich; Adelaide drückte dem jungen Manne herzlich die Hand, strich der wonnestrahlenden Tochter wie segnend über die ponnyfransen-bedeckte Stirn und lispelte schalkhaft:

„War das wirklich der erste?“

„Ja! Die pseudonymen werden nicht mit gezählt!“


C. G. Röder, Leipzig.

Schriften desselben Verfassers.

I. Humoristisches.

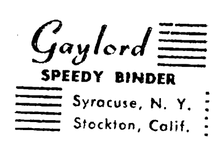
Titel		Preis
Der Referendar. 3. Aufl.		Mk. 3,—
Herr Braubach. 3. Aufl.		„ 1,—
Nervös. 3. Aufl.		„ 1,—
Das Hohelied v. Deutschen Professor. 6. Aufl.		„ 1,—
Initium fidelitatis! Humoristisches Liederbuch. 12. vermehrte Aufl.		„ 1,—

II. Romane und Novellen.

Titel	Bände	Preis
Die Numidierin	1 Bd.	Mk. 3,—
Salvatore. 2. Aufl.	1 Bd.	„ 3,50
Camilla. 2. Aufl.	1 Bd.	„ 6,—
Jorinde. 3. Aufl.	1 Bd.	„ 6,—
Nero. 4. Aufl.	3 Bde.	„ 12,—
Prusias. 5. Aufl.	3 Bde.	„ 12,—
Aphrodite. 5. Aufl.	1 Bd.	„ 6,—
Die Claudier. 12. Aufl.	1 Bd.	„ 7,—

III. Epische Dichtungen.

Titel	Bände	Preis
Murillo. 3. Aufl.	1 Bd.	Mk. 2,—
Schach der Königin. 3. Aufl.	1 Bd.	„ 3,—
Venus Urania. 5. Aufl.	1 Bd.	„ 2,—


Gaylord
SPEEDY BINDER
Syracuse, N. Y.
Stockton, Calif.

